UC-NRLF
$B 472 100

Clara Schumann

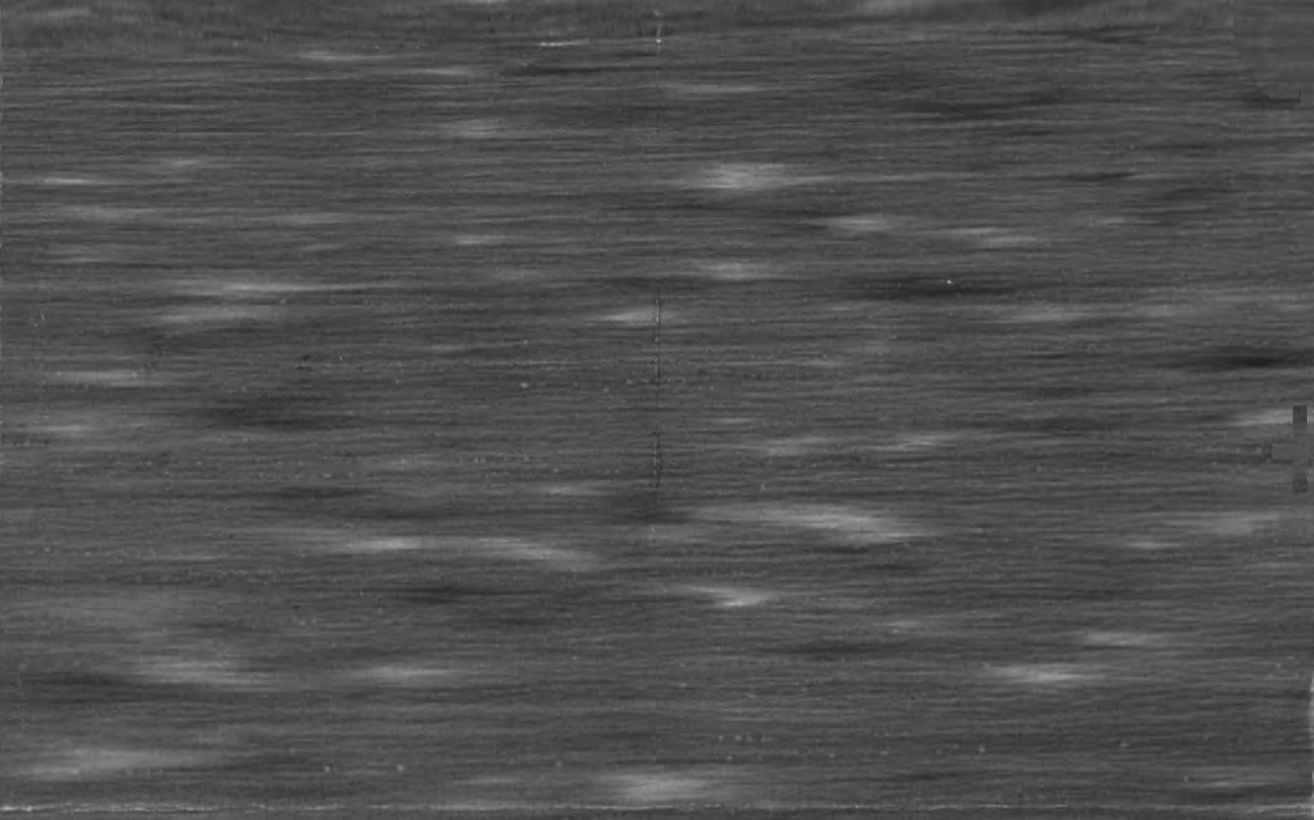
von

Wilhelm Kleefeld

V.&K.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class



Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

XIV

Clara Schumann

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1910.

Clara Schumann

Von

Wilhelm Kleefeld

Mit fünf Kunſtdrucken

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klaſing
1910.

GENERAL

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

UNIVERSITY

Clara Wieck.
Nach einer Lithographie von Staub.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Clara Schumann, die Erwählte der Musen, die über ein halbes Jahrhundert in dem deutschen Musikleben eine bedeutsame Rolle spielt, hat diese Stellung in erster Linie ihren spezifisch weiblichen Charaktervorzügen zu verdanken. Sie fühlt sich nicht berufen, selbst die Führung in der Kunstbewegung zu übernehmen, sie bescheidet sich, als reproduzierende Künstlerin für die Ideale ihrer Welt einzutreten und als Braut und Gattin Robert Schumanns, als Freund der Meister Brahms und Joachim weiterzutragen, was diese erstrebt.

In all den von Energie geschwellten Äußerungen ihres arbeitsamen Lebens bleibt sie stets die Vertreterin echter vornehmer Weiblichkeit und verschmäht es, über diesen Rahmen hinausdrängende Aufgaben zu übernehmen.

So ist der Zauber ihres Wesens, bei aller Stärke und Kraft ihrer Persönlichkeit, in der Eigenart des echten Weibes zu suchen.

Die Errungenschaften ihres Künstlertums erhalten ihre letzte Weihe durch die Poesie ihres Frauenfühlens und Empfindens. Viel mehr als das in den gleichartigen Bahnen des Musiktreibens sich abspielende äußere Leben beschäftigt

202001

darum den Verehrer dieser Künstlerin das Mitkämpfen ihres Herzens, ihrer Seele.

Bei der Überfülle der schriftlichen Äußerungen, wie sie uns in Claras und Roberts Tagebüchern, in den Jugendbriefen, den gesammelten Schriften und Briefen Schumanns und namentlich in dem ausgezeichneten Werke „Clara Schumann" von Berthold Litzmann vermittelt werden, war es verlockend, die Ereignisse nach Möglichkeit durch die Worte Claras und Roberts sprechen zu lassen. War damit jedem, an sich noch so kleinen Vorgang stets die persönliche Note gewahrt, so verband sich damit noch weiter der Vorteil, die Erlebnisse gleich in der rechten, für die Beteiligten maßgebenden Beleuchtung zu sehen.

Nicht was Clara in den 75 Jahren ihres stets in der Öffentlichkeit geführten Lebens erfahren und erkämpft, erstrebt und erlitten, nein, wie sie dies Erlebte aufgenommen und innerlich verarbeitet hat, bildet das Wesen ihrer eigenartigen Erscheinung.

Der persönlichen Auffassung ihres Lebens gelte der Inhalt dieser Zeilen.

* * *

Welch ein Leben!

Schon das Kind schien von einem gepanzerten Engel geführt, der die zarte Seele durch den Irrgarten bitterer Familienerlebnisse rein und lauter zu edlen Höhen emporleitete.

Die ersten Eindrücke der Umgebung konnten die Kinderseele nicht fördern. Am 13. September 1819 zu Leipzig geboren, hat Clara Wieck eine unruhvolle Kindheit durchlebt. Die Eltern, die einst in großer Liebe zusammengekommen, fühlten, daß sie nicht füreinander paßten und trennten sich nach siebenjähriger Ehe, um die Scheidung zu vollziehen.

Was kann es für ein empfindsames Mädchenherz Schmerzlicheres geben als die Bitterkeit solchen Familienlebens! Hatte auch der Verstand des Kindes in diesem frühen Alter glücklicherweise keine klare Vorstellung der Trübsal, so sah sich Clara doch durch die Ereignisse in ihrem Fühlen hin und her geschleudert. Als die Mutter am 12. Mai 1824 von Leipzig in ihre Heimat nach Plauen zog, nahm sie Clara mit Einwilligung des Vaters mit, mußte sich jedoch verpflichten, sie an ihrem fünften Geburtstag dem Vater zur dauernden Erziehung zurückzugeben. Vom 17. September desselben Jahres lebt also Clara wieder im Vaterhause, dem bald eine Stiefmutter zugeführt wird, und ist für den Verkehr mit der Mutter nur auf gelegentliche Besuche angewiesen.

Da nun der Vater ein sehr intelligenter, musikalisch hervorragender Mann, dabei ein außerordentlicher Pädagoge war, der die phänomenale Begabung des Kindes früh und sicher erkannte, so hätte Clara allen Grund zu innerer Zufriedenheit gehabt, wenn nicht der rastlose, beißende Ehrgeiz, der an Wiecks Herzen nagte,

ihr die Kindheit vergällte. Als ob die Vorsehung selbst hier mildernd eingreifen wollte, ließ sie Claras Kindergemüt zunächst recht unempfindlich gegen alle äußeren Eindrücke und Erfahrungen, guter wie böser Art. So wurde die Kindesseele vor den eigentlich gefahrvollen Erschütterungen bewahrt.

Starke Apathie kennzeichnet die ersten Lebensjahre. Es klingt uns wirklich kaum glaubhaft, wenn wir hören, daß Clara erst im fünften Jahre einzelne Worte zu sprechen und gesprochene Worte zu verstehen anfing. In dem Zwist der Eltern war sie eben völlig vernachlässigt worden. Erst als der Vater gleich nach ihrer Rückkehr in sein Haus ihr Klavierunterricht zu geben begann, wurde diesem Mangel abgeholfen. Und es ist verständlich, daß die ausnehmende Intelligenz des jungen Wesens den Schaden bald gutmachte, das Versäumte im Sturmschritt nachholte.

Die Fortschritte in der Musik klingen wie ein Märchen. Mit sieben Jahren beherrschte sie schon eine reiche Auswahl zwei- und vierhändiger Klavierstücke, das Gehör entwickelte sich in erstaunlicher Art, und die Fingerkraft gestattete dem Kinde bereits zwei Stunden andauernden Spieles. Selbst ein Konzert mit Orchesterbegleitung, Hummels G-dur-Konzert, bereitete ihr keine nennenswerten Schwierigkeiten. Mit einem Wort, das Wunder der Natur sprach sich in diesen Leistungen schon unverkennbar aus.

Wertvoll war dabei, daß der Vater nicht die

Virtuosität in den Vordergrund stellte, sondern als gewiegter Musiker vor allem auf ein „seelenvolles Spiel" bedacht war. Mit Stolz konnte er sich über die bewiesenen Fähigkeiten seines siebenjährigen Kindes zu einem Freunde äußern: „Meine Tochter Clara wird nach meinem Dafürhalten eine gute Klavierspielerin werden, da sie jetzt schon einen guten Anschlag und Tongefühl und Geschick für guten Vortrag zeigt und ein feines Gehör hat; übrigens von einem musikalischen Talente und starkem Gedächtnis unterstützt wird, und der Vater sie vielleicht auch, was Ton, Instrumente usw. usw. anlangt, weiter ausbilden kann. Sie spielt bereits mehrere schwere Etüden rund und rein, alles mit musikalischer Art. Doch möchte ich sie nicht lassen sich musikalisch zu Tode üben (das ist nun einmal mein Ausdruck), denn fast alle unsere Virtuosen haben sich musikalisch zu Tode geübt und gespielt (besonders von Klavierspielern ist hier die Rede), d. h. sie haben eigentlich kein Gefühl und wohl gar keinen Sinn mehr dafür, sondern bloß Gefallen an ihrem eigenen mechanischen Fingerspiel — können daher auch nicht gut andere spielen hören, sondern nur — sich selbst!!"

Strenge Zucht war die Losung des Lehrmeisters Wieck; doch hat sie hier ihre beste Frucht getragen. Kurz vor ihrem achten Geburtstage spielte Clara zum ersten Male vor einem geladenen Publikum. Sie berichtet ihrer Mutter in einem Brief darüber, nachdem sie er-

zählt, daß sie „von ihrem guten Vater ein Wunderschönes Kleid, von ihrer Bertha ein Aschkuchen, ein Pflaumkuchen und ein rechten schönen Srikbeutel" bekommen: „Ich spilte ein Concert aus Es dur von Mozart, was Du auch gespielt hast, mit Orchesterbegleitung, wo Herr Mathäi, Lange, Belka und viele andere noch mitspielten. Es ging recht gut und ich hab gar nicht gestokt. nur meine Kadänz wollte nicht gleich gehen, wo ich eine chromatische Tonleiter 3 mahl spielen mußte, Angst hatte ich gar nicht, Das Klatschen hat mich aber Verdrossen." Ein Jahr später trat Clara kurz nach der Feier ihres neunten Geburtstages zum ersten Male vor die breite Öffentlichkeit, und zwar im berühmten Leipziger Gewandhaus.

Trotz dieser Erfolge schien der Vater nicht zufrieden mit den Fortschritten des Kindes, strafte es sogar vorübergehend durch Unterbrechung des Unterrichtes. Daß seine Vorwürfe unberechtigt waren, zeigt die staunenswerte Weiterentwicklung. Das zehnte Lebensjahr sollte dem musikalischen Wunderkind noch eine Offenbarung bringen, die Bekanntschaft mit Paganini, der als Künstler wie als Mensch auf das junge Gemüt elektrisierend wirkte.

Hatte hier der Musiker in Clara vorbildlich anregende Aufmunterung bekommen, so sollte das folgende Jahr für ihr persönliches Leben ein bestimmendes Ereignis bringen. Robert Schumann, der sich nach langer Selbstprüfung von dem Studium

der Jurisprudenz zur Musik gewandt hatte, kam als Schüler in das Haus Friedrich Wiecks. Früher schon waren sich Clara und Robert im Hause gemeinsamer Freunde, einer Familie Carus, begegnet. Das Mädchen erkor sich den phantasievollen Jüngling in echt kindlicher Frische bald zum Freund, der Rätsel aufgeben, schöne Märchen und Geistergeschichten erzählen konnte, soviel ihr Herz begehrte. Jetzt ward der Freund plötzlich Genosse des Hauses Wieck, dem seit zwei Jahren eine neue Ehefrau, die Stiefmutter Clementine Fechner, vorstand.

In den Vorverhandlungen, die Wieck mit der Mutter Roberts führte und die Roberts Aussichten zum Thema hatten, machte sich Wieck anheischig, ihn durch seine Unterrichtsmethode „bei seinem Talente und seiner Phantasie binnen drei Jahren zu einem der größten jetzt lebenden Klavierspieler zu bilden". „Den Beweis dafür führe ich mit meiner eigenen elfjährigen Tochter, die ich eben anfange der Welt vorzustellen." Hier erfahren wir auch, daß er, wie er es Robert vorschlägt, seine Tochter vor allem zur Lehrerin erziehen will, „obgleich diese, als Mädchen, den Vorzug vor allen Klavierspielerinnen der Welt bereits hat, so sie frei phantasieren kann".

In der Tat, die musikalische Phantasie des jungen Geschöpfes regte sich bereits mächtig und trieb sie zu den ersten Äußerungen schlichter Komposition. Schon im Jahre 1827 hören wir von solchen bescheidenen Versuchen, 1830 erschien

bereits ein Werk, vier Polonaisen für Klavier, im Druck. Im folgenden Jahre spielte Clara den urteilsfähigsten Musikern schon eigene Variationenwerke, ein Scherzo und kleine Lieder vor. Und 1833 entstehen u. a. das H-moll-Rondo „An Alexis", Chor „Der Doppelgänger" und einige Capricen. Auch eine Ouvertüre und ein Konzert waren bereits in Angriff genommen. Ein Beweis, wie früh sich der Genius der Schaffenskraft in ihr regte, dessen Flügelschlag später rauschende Kraft gewinnen sollte.

Inzwischen war der Vater bemüht, seine Tochter immer weiteren Kreisen bekannt zu machen. Leipziger Konzerten schlossen sich solche in den Nachbarstädten, schließlich größere Kunstreisen an. Eine Reise im Jahre 1831 führte Vater und Tochter zunächst nach Weimar, wo diese das Glück fand, Altmeister Goethe vorspielen zu dürfen. Schon hier sollte der Vater die rauhe Faust des hemmenden Schicksals fühlen, da er trotz aller Empfehlungen vergebens an den Türen anpochte.

Um so stolzer waren die Gäste, auf einen Hinweis durch Bekannte von Goethe, den sie bereits in den Straßen Weimars mit andachtsvoller Scheu begrüßt hatten, eine Aufforderung zum Spiel zu erhalten. Ein interessantes Dokument dieser denkwürdigen Augenblicke bieten die Aufzeichungen der Wiecks selbst: „Den 1. Oktober mittags zwölf Uhr hatten wir Audienz bei dem dreiundachtzigjährigen Minister

Exzellenz von Goethe. Wir fanden ihn lesend, und der Bediente führte uns ein ohne weitere Anmeldung, nachdem er uns den Tag vorher zu dieser Zeit hatte bestellen lassen. Er empfing uns sehr freundlich; Clara mußte sich zu ihm auf das Sofa setzen. Bald darauf kam seine Schwiegertochter mit ihren beiden sehr geistreich aussehenden Kindern von zehn bis zwölf Jahren. Clara wurde nun aufgefordert zu spielen und da der Stuhl vor dem Klavier zu niedrig war, holte Goethe selbst aus dem Vorzimmer ein Kissen und legte es ihr zurecht. Sie spielte La Violetta von Herz. Während des Spiels kam noch mehr Besuch, und sie spielte dann noch Bravour-Variationen von Herz, Op. 20. — Goethe fällte über die Kompositionen und das Spiel der jungen Künstlerin ein sehr richtiges Urteil, nannte die Komposition heiter und französisch pikant und rühmte Claras Eindringen in diesen Charakter."

Wer war glücklicher über diese Auszeichnung als Vater Wieck! Mit gerechtem Stolz empfing er Goethes Dankgeschenk, sein Bildnis in Bronze, das dieser mit der Beischrift:

„Der kunstreichen Clara Wieck.
Zu freundlichem Erinnern des
9. Oktober 1831.
Weimar, J. W. Goethe."

begleitete und einem Billet an Wieck:

„Für meisterlich musikalische Unterhaltung verpflichtet.
Weimar, den 9. Oktober. J. W. Goethe."

Wir können verstehen, daß Wieck in diesem Augenblick den Kopf höher denn je trug und diese Erinnerung sorgfältig in sein Herz einschloß, um sie für alle Zeiten, für die fernste Zukunft als glorreiches Blatt einer einzigartigen Ernte aufzubewahren.

Die weitere Ernte sollte nach dieser Ouvertüre nicht auf sich warten lassen. Mit einem Schlag öffneten sich jetzt alle Türen, die vorher so merkwürdig starr verschlossen blieben. Selbst der Hof nahm die Gelegenheit wahr, der jugendlichen Künstlerin seine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen. Nach weiteren erfolgreichen Konzerten in verschiedenen Städten kamen die Wiecks nach Kassel, wo kein geringerer als Spohr ihnen seine Bewunderung ausdrückte. Ja, der Meister fühlte sich gedrungen, Clara einen Empfehlungsbrief mitzugeben, dessen Wortlaut uns die hohe Meinung offenbart, die der ernste Künstler für die kleine Kollegin hegte. „Aufgefordert vom Vater der jungen Virtuosin Clara Wieck schreibe ich gerne in folgenden Zeilen mein Anerkenntnis ihres außerordentlichen Talents nieder. Wenn es auch in neuerer Zeit keine ganz seltene Erscheinung ist, daß ein Kind ihres Alters bereits eine ausgezeichnete mechanische Fertigkeit auf dem Pianoforte erworben hat, so ist es doch wahrscheinlich noch nicht dagewesen, daß damit, wie bei ihr, ein so gediegener Vortrag, die richtige Akzentuation, größte Deutlichkeit sowie die feinsten Schattierungen des Anschlags in

ſich vereinigt, verbunden geweſen wäre. Auch iſt ihre Fertigkeit von der Art, daß ſie das Schwerſte, was für das Inſtrument geſchrieben iſt, mit einer Sicherheit und Leichtigkeit überwindet, wie man dies nur bei den größten jetzt lebenden Virtuoſen antrifft. Daß ferner das, wodurch ſich ihr Spiel vor dem der gewöhnlichen frühreifen Virtuoſen auszeichnet, nicht bloß Ergebnis einer ſtrengen und muſterhaften Schule iſt, ſondern auch aus ihrem Innern hervorgeht, dafür geben ihre Kompoſitionsverſuche Zeugnis, die daher auch, wie die junge Virtuoſin ſelbſt, zu den höchſt merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der Kunſt gehören."

Der Vater empfand den Wert dieſer Anerkennung, gab ſie ihm doch zugleich die Beſtätigung, daß ſeine Lehrweiſe trotz mancher Einwürfe vorlauter Beſchützer von Claras Jugend die richtige, für die Kunſt und die kleine Künſtlerin ſegenbringende ſei. Gerade aus dem Munde Wiecks erfahren wir, wie beſorgt er war für die Erhaltung ihrer Kindlichkeit, wie bedacht er war, daß die frühen Huldigungen, die Clara von allen Seiten empfing, nicht ihre ſchlichte harmlos kindliche Natürlichkeit beeinflußten. Sich und anderen beſtätigte er immer aufs neue, daß er, ſobald er etwas Ähnliches merke, ſofort die Kunſtreiſen abbrechen und Clara aus dem öffentlichen Leben hinwegnehmen wolle.

Naturgemäß wurde das Kind in Anſehung ſeiner reifenden Kunſt über ſeine Jahre hinaus

als Dame behandelt. Etwas seltsam berührt es uns, wenn wir Schumanns Neujahrsbrief lesen, der die Dreizehnjährige immer mit „Sie" tituliert. Wie gerade er aber auch die rechte Mitte zu finden wußte, ersehen wir aus seiner Nachricht in demselben Schreiben, daß er „sechs neue Doppelgängergeschichten, 101 Charaden, acht spaßhafte Rätsel und dann die entsetzlich schöne Räubergeschichte und die vom weißen Geist" für die Rückkehr auf Lager habe.

Die Kunstfahrt wird vom Vater Wieck immer weiter ausgedehnt.

Am 15. Februar 1832 wird Paris erreicht. Auf die beschwerliche Reise folgte ein enttäuschender Aufenthalt. Die kühl-schönen Worte der dortigen Musiker, Meyerbeer, Kalkbrenner, Herz, brachten Wieck nicht vorwärts. Und der parfümierte französische Salonton paßte ihm ganz und gar nicht. Er macht seinem Spott in Briefen an seine Frau Luft. „Mich solltest Du in den Soireen (von Fechner vorher aufs pedantischste dressiert) mit gelben Handschuhen und weißem Halstuch, den Hut fortwährend in der Hand haltend, halb deutsch und halb französisch und halb verzweifelnd, von abends 10 Uhr bis nachts 2 Uhr herumschwenken sehen, stets die Ohren spitzend, damit ich nichts verhören will. Kind, Du erkennst Deinen Friedrich nicht wieder, denn einen interessanteren Lohnbedienten hast Du nie gesehn. Ebenso meine breiten Stiefel und Schuhe (sie sind ungefähr so gebaut wie die Fähre, mit der man früher bei

Wurzen über die Mulde fuhr), mit dem blauen Frack, mit dem Sammetkragen und kleinen gelben Knöpfen, schwarzen Beinkleidern, die knapp anliegen. Ich sehe darin ungefähr wie eine junge Eiche im Rosental aus."

Schließlich drohte noch die Cholera und trieb die Reisenden schleunigst nach Hause. Aber die begonnenen Konzertreisen wurden weitergeführt. Nach mehrmaligem Auftreten in Leipzig ging's Ende 1832 rund um Sachsen; auch Zwickau, die Geburtsstadt Schumanns, wurde berührt und Freundschaft mit dessen Mutter geschlossen.

Inzwischen rückte der fünfzehnte Geburtstag heran, und mit ihm die Einsegnung Claras, der entscheidende Schritt zu ihrer Selbständigkeit. Und nicht nur eine Prüfung des Geistes stand bevor, auch das erwachende Herz sollte seine erste Prüfung durchmachen. Anfang 1834 hatte der Vater in Fräulein Ernestine von Fricken, einer Freundin Claras, eine neue Schülerin bekommen. Sie war reifer als Clara, einige Jahre älter und wußte ihre weiblichen Vorzüge spielen zu lassen. Da gestaltete sich in kurzer Zeit — Clara war von ihrem Vater zu Freunden gebracht worden — ein kleiner Roman, dessen Helden Robert und Ernestine waren. Und Clara sollte, als sie ins Vaterhaus zurückkehrte, Zeuge dieser Liebesepisode werden. Robert und Ernestine verlobten sich, tauschten Ringe aus, und die Braut kehrte zu ihren Eltern nach Plauen zurück, um die Einwilligung zur Heirat zu holen.

Und was sagte Clara dazu?

Eine seltsame Wirkung ging von diesem Erlebnis aus. Sie, die Fünfzehnjährige, hatte bislang in Schumann immer nur den Freund, den Erzieher gesehen, der im Einverständnis mit dem Vater ihre Ausbildung unterstützte. Wie er der Liebling des Wieckschen Kreises wurde, so schmeichelte er sich auch in das Herz des fast zehn Jahre jüngeren Kindes ein, das sich über seine Gefühle keinerlei Gedanken machte. Er spricht sie zwar mit „Sie" an, auch in gewisser Feierlichkeit als „liebe verehrte Clara", treibt aber im allgemeinen seine Possen mit ihr, mündlich und schriftlich. Zum ersten Male folgen ihr seine Gedanken mit regerer Teilnahme während ihrer Pariser Reise. Und da sie im Mai 1832 schneller als beabsichtigt zurückkehrt, weiß Schumanns Tagebuch viel Schönes und Gutes von ihr zu berichten. „Clara ist hübscher und größer, kräftiger und gewandter geworden . . . Clara und ich Arm in Arm . . . Clara spielt das Fieldsche Konzert himmlisch . . . So wie heute habe ich Clara nie spielen hören — da war alles meisterlich und alles schön." Dazwischen freilich sind herablassende, kritische Bemerkungen eingestreut, wie: „Clara kindisch, einfältig . . . Clara eigensinnig und weinerlich . . . Clara zeigt jetzt großen Eigensinn gegen ihre Stiefmutter, die gewiß die achtenswerteste Frau ist."

Da sie wieder einmal getrennt sind, schleicht sich in Schumanns Brief ein merkwürdiger Ton

ein: „Der Doktor hat mir verboten, mich ſtark zu ſehnen, nach Ihnen nämlich, weil es zu ſtark angriffe.“ Und klingt es nicht wie eine Liebeserklärung, wenn er ihr ſchreibt: „Ich ſpiele morgen punkt 11 Uhr das Adagio aus Chopins Variationen und werde dabei ſehr ſtark an Sie denken, ja ausſchließlich an Sie. Nun die Bitte, daß Sie dasſelbe tun möchten, daß wir uns geiſtig ſehen und treffen.“ Aber immer wieder ſcheint er die Gefühle in loſen Scherz aufzulöſen, da er ihr auseinanderſetzt, „daß der Mond unſichtbar für die Menſchen wäre, ließe nicht die Sonne zuweilen ihre Strahlen auf ihn fallen“.

Wie kindlich unſchuldsvoll hatte Clara gefühlt, da ſie Erneſtine von Fricken mit Schumann zuſammenführte. Sie ſagte ihr: „Wenn Du erſt wirſt den Schumann kennen lernen, der iſt mir der liebſte unter all unſeren Bekanntſchaften.“ Und als Erneſtine erwiderte, ſie „kenne einen Herrn in Aſch, der wäre ihr viel lieber“, hätte Clara geradeswegs zornig antworten mögen. Aber bald war der Herr in Aſch vergeſſen, und die Herzen drängten zueinander. Schumann ſchrieb an ſeine Mutter: „Erneſtine, Tochter eines reichen böhmiſchen Barons von Fricken, ihre Mutter eine Gräfin Zettwitz, ein herrlich reines, kindliches Gemüt, zart und ſinnig, mit der innigſten Liebe an mir und allem Künſtleriſchen hängend, außerordentlich muſikaliſch — kurz ganz ſo, wie ich mir etwa meine Frau wünſche — und ich ſage Dir, meiner guten Mutter, ins Ohr: Richtete die

Zukunft an mich die Frage: Wen würdest Du wählen? — ich würde fest antworten: Diese."

In der Zeit sollte Clara seufzen: „Ach ich liebe keinen so wie den und er hat mich nicht einmal angesehen."

Dem kurzen Wonnerausch folgte die Reue auf dem Fuße. Als Schumann erfuhr, daß Ernestine ein illegitimes Kind und Herr von Fricken nur ihr Adoptivvater sei, war alles vorbei. Die Verlobung wurde aufgelöst.

Clara, die alles dies mit halb bewußten Schmerzempfindungen verfolgt hatte, die aus all ihren mit jugendlichen Engeln bevölkerten Himmeln gerissen worden war, atmete auf bei dieser Wendung. Da ward es ihr klar, was seit langem schlummernd in ihr pochte: sie liebte ihn, liebte ihn mit aller Glut des erwachenden Weibes. Und auch Schumann wird sich mit einemmal klar über seine wahren Gefühle. „Ernestine mußte kommen, damit wir uns fanden . . ." Er bestürmt Clara, deren Leidenschaft sich ihm offenbart, mit Erklärungen, Entschuldigungen, Beteuerungen — zu einer wahren Beichte schließt er alle Phasen dieser neu erblühenden Liebe zusammen.

„Du warst ein kleines eigenes Mädchen mit einem Trotzkopf, einem Paar schöner Augen, und Kirschen waren Dein Höchstes." Nun kam Ernestine: „Meine Empfindung für Dich war damals eine unnennbar gemischte; ich wollte mich überreden, ich liebte Dich allein wie eine Freundin —

dann als Künſtlerin — was hab' ich damals gelitten in meinem Herzen; ich zweifelte, ob es gut und echt ſein könne, weil es ſich binnen einem Jahr von einem andern abgewendet hatte."

Aber es war gut und echt, und die mächtig aufjauchzende Liebe für Clara war die große, die einzige. Ihr ſeelenvolles Antlitz leuchtet ihm auf allen Wegen ſeines damals vielgeſchäftigen Lebens. Die „Schwärmbriefe" ſagen es uns: „Zwiſchen all unſeren muſikaliſchen Seelenfeſten guckt immer ein Engelskopf hindurch, der dem einer ſogenannten Clara bis auf den Schalkszug um das Kinn mehr als ähnlich ſieht."

Der ſchwärmeriſche Liebesgedanke beherrſcht den Jüngling immer feſter, immer zwingender. Endlich kommt es zur Ausſprache. Von ſeiner Heimat Zwickau aus, wohin er ans Sterbebett ſeiner Mutter geeilt war, ſchreibt er: „Sonſt konnte ich alles zierlich in Worte bringen, wie ſtark ich jemandem zugetan; jetzt kann ich's nicht mehr. Und wüßteſt Du's nicht, ſo würde ich Dir es nicht ſagen können. Liebe Du mich nur auch recht, hörſt Du, — ich verlange viel, denn ich gebe viel. Mein heutiger Tag war von mancherlei bewegt — ein offenes Teſtament meiner Mutter, Erzählungen von ihrem Sterben. Hinter allem Dunkeln ſteht aber immer Dein blühend Bild und ich trag' alles leichter. Auch darf ich Dir wohl ſagen, daß meine Zukunft jetzt um vieles ſicherer ſteht. Zwar darf ich nicht die Hände in den Schoß legen und muß noch

viel ſchaffen, um das zu erringen, was Du kennſt, wenn Du zufällig an dem Spiegel vorbeigehſt — indes wirſt Du auch eine Künſterin bleiben wollen und keine Gräfin Roſſi, d. h. Du wirſt mittragen, mitarbeiten, Freud und Leid mit mir teilen wollen. Schreibe mir darüber. In Leipzig wird mein erſtes ſein, meine äußern Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; mit den innern bin ich im reinen; vielleicht daß der Vater nicht die Hand zurückzieht, wenn ich ihn um ſeinen Segen bitte."

Aber der Vater zog die Hand doch zurück, drängte ſich, als er den Ernſt der Lage merkte, zwiſchen die Liebenden, brachte es fertig, zeitweilig ſogar Mißtrauen in Claras Bruſt zu ſtreuen, kurz die beiden ſo ſchwer zu martern, daß ſie entſetzliche Qualen litten. Aber es kam wie es kommen mußte: wenn auch flüchtige Verſtimmungen durch ſolche Hemmniſſe zwiſchen den Liebenden aufkommen konnten, das Band der Seelen wurde im letzten Grunde dadurch nur enger und ſtraffer gezogen, ſo daß es unlösbar, untrennbar wurde.

Was hatte Vater Wieck ſo gegen Schumann eingenommen? Da ihn Erneſtines Eltern um ſein Urteil über Schumann bitten, iſt er voller Begeiſterung: „Wieviel müßte ich ſchreiben, um dieſen etwas launigen, ſtörriſchen aber noblen, herrlichen, ſchwärmeriſchen, hochbegabten, bis ins Tiefſte geiſtig ausgebildeten genialen Tonſetzer und Schriftſteller näher zu beſchreiben." Aber

jetzt, wo er selbst ihn als Schwiegersohn begrüßen soll, ist die Stimmung völlig verändert. Er häuft die schwersten Schmähungen in Claras Gegenwart auf ihn, sucht ihr nachzuweisen, daß er gar kein tieferes Interesse für ihre Kunst habe, da er in seiner „Neuen Zeitschrift für Musik" ihren Namen nur selten erwähne und nicht mit der verdienten Glorie umgebe.

Solchen Einwänden konnte sich selbst Claras Urteil nicht immer verschließen; aber ihre Gefühle waren doch dadurch nicht irre zu leiten. Der eigentliche Grund der Zurückweisung Roberts war für Wieck ein anderer. Der sorgsame, liebevolle Vater — denn das war Wieck doch in erster Reihe — fürchtete für seines Kindes Zukunft. Einmal hatte er riesengroße Pläne für Clara, er rechnete sicher darauf, ihr einen allerersten Platz in der Kunstwelt zu erkämpfen, der ihr große Einnahmen und damit auch ihm reiche Unterstützung bringen sollte. Dann aber hoffte er vielleicht auf eine vornehme Heirat, mit einem Aristokraten oder einem Nabob, wie sie so mancher Künstlerin beschieden war. Schumanns Wirken und Schaffen bot bislang zu wenig Garantien für ein gesichertes, sorgenfreies Leben.

Und auf solch ungewisse Zukunft wollte er seine Tochter nicht gestellt sehen, die in ihrem stetig wachsenden Künstlerruhm beengt und gelähmt werden könnte. Hatte doch auch Mendelssohn, der gefeierte Musenliebling, der seit kurzem als Direktor des Gewandhauses in

Leipzig wohnte, die hohe Meinung von Claras Kunst bestätigt und verstärkt. Am 4. Oktober 1835 hatte er das erste Konzert im Gewandhaus geleitet. Schon am 9. November wirkte er in Claras Konzert mit, wo er mit ihr und Rakemann Bachs D-Moll-Konzert spielte. Ein Beweis, daß er sie als einen Geist seiner Größe bewunderte. Und wie enthusiastisch lautete sein Urteil über Claras Wiedergabe seines H-Moll-Capriccio, das sie in diesem Konzert „wie ein Teufelchen" spielte.

Auch die Komponistin hatte einen großen Schritt weiter getan, als sie im Gewandhaus ihr Klavierkonzert mit Orchester vortrug. Daß Schumann nicht, wie Vater Wieck behauptete, Claras Kunst schmälern wollte, lehrt sein Bericht über dieses Konzert, dessen Wesensart er mit schwärmerischen Bildern malt: „Das erste was wir hörten, flog wie ein junger Phönix vor uns auf, der nach oben flatterte. Weiße sehnende Rosen und perlende Lilienkelche neigten hinüber, und drüben nickten Orangenblüten und Myrten und dazwischen streckten Erlen und Trauerweiden ihre melancholischen Schatten aus: mitten drin aber wogte ein strahlendes Mädchenantlitz und suchte sich Blumen zum Kranz. Ich sah oft Kähne kühn über den Wellen schweben, und nur ein Meistergriff am Steuer, ein straff gezogenes Segel fehlte, daß sie so siegend als schnell als sicher die Wogen durchschnitten: so hört' ich hier Gedanken, die oft nicht die rechten Dolmetscher

gewählt hatten, um in ihrer ganzen Schöne zu glänzen, aber der feurige Geist, der sie trieb, und die Sehnsucht, die sie steuerte, strömte sie endlich sicher zum Ziel. Nun zog ein junger Sarazenenheld heran wie eine Oriflamme, mit Lanze und Schwert und turnierte, daß es eine Lust war, und zuletzt hüpfte ein französischer Elegant herbei und die Herzen hingen an."

Wenn Schumann auch voll zarten Taktgefühles in der offiziellen Kritik seiner Zeitschrift Claras Name nur ungern erwähnt und lieber andere für sich sprechen läßt, so ist er doch immer voll der lobenden Bewunderung. In einem Briefe vergleicht er sie mit Chopin, meint sogar, sie sei noch größere Virtuosin und gäbe seinen, Chopins Kompositionen fast noch mehr Bedeutung als er selbst. „Denken Sie sich das Vollendete, eine Meisterschaft, die von sich selbst gar nichts zu wissen scheint."

Und Chopin? — Er trat neidlos in die Schar ihrer Bewunderer ein. In Paris hatte sie ihn schon vor Jahren flüchtig kennen gelernt. Jetzt war er nach Leipzig gekommen und mit ihr, obgleich bereits sehr leidend, in engere künstlerische Beziehungen getreten. Der Vater war überstolz über Chopins Lobsprüche. Sein Herz schwoll vor Ehrgeiz, wenn gefeierte und berühmte Persönlichkeiten in seiner Schülerin den Lehrmeister anerkannten — Spohr, Spontini, Bettina von Arnim. Wenn diese letztere auch musikalisch nichts bedeutete, so trug sie doch durch

Goethes Gnaden den Kuß des Genius auf der Stirn. „Höchst geistreiche, feurige Frau — was Musik betrifft lauter falsche Urteile." Trotzdem registriert Clara mit Genugtuung ihre Äußerung: „Es ist eine Schande, daß ein siebzehnjähriges Mädchen schon so viel kann."

Inzwischen hatten die Konzertreisen sich häufig wiederholt, mit immer gesteigertem Erfolg. Auch Berlin wurde besucht. Hier sollte Clara ihre Mutter, die inzwischen den Musiklehrer Bargiel geheiratet hatte, zum erstenmal wiedersehen. Dieses Wiedersehen aber erhielt gerade jetzt große Bedeutung. Clara gewann schnell Sympathie für ihre Mutter und faßte ein Vertrauen zu ihrer Herzensgüte, das sie in ihrer schwersten Leidenszeit ermutigte, sie als Helferin in der Not anzurufen.

* * *

Die schwere Leidenszeit, die größte Marter und Not, die ein liebendes Mädchen erdulden mußte, brach über die Siebzehnjährige herein. Der Vater, der die wachsende Liebe seiner Tochter mit Bestürzung wahrnahm, hatte jeden Verkehr mit Schumann untersagt. Zunächst gehorchte Clara, ja sie gehorchte im ersten Augenblick ohne allzuviel Selbstüberwindung, denn sie war durch des Vaters Anklagen gegen Schumann doch ein klein wenig an sich selbst und ihren Gefühlen irre geworden. Falsche Freunde hatten sie Schu-

mann entfremdet. Nach kurzer Trennung aber schreibt sie am 19. August wieder: „Lieber Robert ... Was ist mein Leben ohne Sie?" Und nun brach's um so brausender durch. Sie gab Schumanns Bitten um eine geheime Zusammenkunft nach und erschien bei der Nacht in Begleitung einer Vertrauten. Mit seligster Verklärung erinnert sie sich dieser Stunde. „Der Mond schien so schön auf Dein Gesicht, wenn Du den Hut abnahmst und mit der Hand über die Stirn strichst; ich hatte das schönste Gefühl, das ich je gehabt, ich hatte mein Liebstes wiedergefunden."

Ja, sie hatte ihr Liebstes wiedergefunden, sie hielt es im Arm und gab es nicht mehr frei. Nach mancherlei eigenen Zweifeln und Irrtümern war ihr die Leuchte der einzigen Liebe aufgegangen. Jetzt mochte kommen was da wollte. Die Liebenden waren nicht mehr zu trennen.

Wie eine Mär aus grausamer Vorzeit, aus der Welt hartherziger Wikinger- oder Cornwalls-Fürsten mutet die Leidensgeschichte dieser Liebe an. Schumann waffnet sich mit Stolz gegen die abweisende Kühle des Vaters. Er gibt die Hoffnung nicht auf, ihn zu überzeugen. Er läßt ihm Zeit abzuwägen, zu mildern und zu raten. Endlich tut er den großen Schritt, unterbreitet ihm in einem langen Schreiben seine offizielle Bewerbung. Ein eigenartiges Dokument, nicht ohne Selbstbewußtsein und doch so voll nachgiebiger Herzensgüte:

„Achtzehn Monate lang haben Sie mich

geprüft, ſchwer wie ein Schickſal für ſich. Wie dürfte ich Ihnen zürnen! Ich hatte Sie tief gekränkt, aber büßen haben Sie es mich auch laſſen. — Jetzt prüfen Sie mich noch einmal ſo lang. Vielleicht, wenn Sie nicht das Unmögliche fordern, vielleicht halten meine Kräfte mit Ihren Wünſchen Schritt; vielleicht gewinne ich mir Ihr Vertrauen wieder. Sie wiſſen, in hohen Dingen dauere ich aus. Finden Sie mich dann bewährt, treu und männlich, ſo ſegnen Sie dies Seelenbündnis, dem zum höchſten Glücke nichts fehlt als die elterliche Weihe. Es iſt nicht die Aufregung des Augenblicks, keine Leidenſchaft, nichts Äußeres, was mich an Clara hält mit allen Faſern meines Daſeins, es iſt die tiefſte Überzeugung, daß ſelten ein Bündnis unter ſo günſtiger Übereinſtimmung aller Verhältniſſe ins Leben treten könne, es iſt dies verehrungswürdige hohe Mädchen ſelbſt, das überall Glück verbreitet und für unſeres bürgt.

Sind auch Sie zu dieſer Überzeugung gekommen, ſo geben Sie mir gewiß das Verſprechen, daß Sie vorläufig nichts über Claras Zukunft entſcheiden wollen, wie ich Ihnen auf mein Wort verſichere, gegen Ihren Wunſch nicht mit Clara zu reden. Nur das eine geſtatten Sie uns: wenn Sie auf längeren Reiſen ſind, uns einander Nachricht geben zu dürfen.

So wäre mir dieſe Lebensfrage vom Herzen; es ſchlägt im Augenblick ſo ruhig, denn es iſt ſich bewußt, daß es nur Glück und Frieden

unter den Menſchen will. Vertrauensvoll lege ich meine Zukunft in Ihre Hand. Meinem Stand, meinem Talent, meinem Charakter ſind Sie eine ſchonende und vollſtändige Antwort ſchuldig. Am liebſten ſprechen wir uns! Feierliche Augenblicke bis dahin, wo ich eine Entſcheidung erfahre — feierlich, wie die Pauſe zwiſchen Blitz und Schlag im Gewitter, wo man nicht weiß, ob es vernichtend oder ſegnend vorüberziehen wird.

Mit dem tiefſten Ausdrucke, deſſen ein geängſtigtes, liebendes Herz fähig iſt, flehe ich Sie an: Seyn Sie ſegnend, einem Ihrer älteſten Freunde wieder Freund und dem beſten Kinde der beſte Vater!

Robert Schumann."

Einlage an Frau Wieck.

„Ihnen vor allem, meine gütige Frau, lege ich unſer künftiges Geſchick ans Herz — an kein ſtiefmütterliches, glaub' ich. Ihr klarer Blick, Ihr wohlwollender Sinn, Ihre hohe Achtung und Liebe für Clara werden Sie das Beſte finden laſſen. Daß der Geburtstag eines Weſens, welches ſo Unzählige ſchon beglückt, ein Tag des Jammers werde, verhüten Sie das große Unglück, das uns allen da bevorſteht!

Ihr ergebenſter

Robert Schumann."

„Sie aber, liebe Clara, möchten nach dieser schmerzvollen Trennung alles, was ich Ihren Eltern geschrieben, in Liebe unterstützen und da fortfahren, wo meine nicht mehr ausreicht.

Ihr

R. S."

Die Antwort war eine versteckte, aber deutliche Ablehnung. — „Was denn nun, meine liebe Clara?" ruft Schumann verzweifelt. „Ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Gar nicht. Was denn nun, was denn nun? ... Vor allem waffnen Sie sich, und lassen Sie sich nicht verkaufen." Das war es, was Schumann aus Wiecks Brief herauslas, er wollte Clara für eine „gute Partie" aufsparen.

Der objektive Beurteiler wird zwar die Art und Weise in Wiecks Verhalten niemals billigen, aber auch die Berechtigung dieses oder jenes Einwandes nicht abstreiten können. Das Schlimmste für den Vater war die Befürchtung, Clara aufs ungewisse einem Menschen anzuvertrauen, dessen materielle Unterlage vorläufig völlig unsicher und schwankend war. Schumann hatte keine Stellung, kein Amt, das Ehren und vor allen Dingen Einnahmen brachte.

Wenn er auch sehr viel von seiner Begabung hielt — vestigia terrent —, gerade die besten, die bedeutendsten Tonsetzer Deutschlands hatten es ja in materieller Hinsicht auf keinen grünen

Zweig gebracht. Auch Mozart, Beethoven, Weber nicht.

Dieſe Bedenken des fürſorglichen Vaters wären alſo verſtändlich geweſen. Aber Wieck hatte weitere ſpekulative Abſichten. Seine Tochter, die erfolggekrönte Künſtlerin, konnte einen Ariſtokraten, mindeſtens aber doch einen Geldmagnaten heiraten. Man hatte ſo viele ähnliche Beiſpiele. Und da hoffte er im ſtillen, auch mit am goldenen Tiſch ſitzen zu dürfen, den Lohn für ſeine pädagogiſchen Mühen ernten zu können. Dieſe Erwägung, beſonders die Abſicht, ſeine eigenen Vorteile zu wahren, machen ſein Vorgehen unſympathiſch, mehr aber noch die Methode, mit der er ſeine Ideen verfocht, die Kampfweiſe, die er gegen Schumann beliebte: „Er wirft ſie dem erſten beſten zu, der Geld und Titel genug hat“ — ſchreibt Schumann wutſchnaubend.

Die Härte des Vaters drängte die Liebenden um ſo energiſcher zum Widerſtand. Und ſo wird im Feuer der Gedankenſchlacht der Bund geweiht, den nichts mehr trennen, nichts mehr lockern ſollte.

„Zweifeln Sie noch an mir? Ich verzeihe es Ihnen, bin ich doch ein ſchwaches Mädchen! Ja ſchwach: aber eine ſtarke Seele hab' ich — ein Herz, das feſt und unveränderlich iſt. Dies ſei Ihnen genug, um jeden Zweifel zu unterdrücken... Könnten Sie jemals wanken? Nun — ſo hätten Sie ein Herz gebrochen, das nur einmal liebte.“

Und Schumann erwidert voller Seligkeit: „... Gib mir jetzt das innigknüpfende Du. Bist ja meine heißgeliebte Braut.“ Und wieder Clara: „Der Schmerz über die Kränkungen vom Vater, das Glück, ein so edles Herz als das Deine zu besitzen – mit einem Worte alle meine Gefühle drohen mich zu erdrücken. Für mich leide ich nicht, nur für Dich ... mich kann nur Liebe beglücken. Nur für Dich lebe ich, alles will ich Dir geben ... Nun muß ich mich trennen von dem was mir das Liebste. Lebe denn wohl — keine Minute, wo ich nicht Deiner gedenke.“ —

Kann es etwas Ergreifenderes geben als diese edle, hohe Liebe, etwas Rührenderes als die Bitternis einer neuen langen Trennung, die ihr nun beschieden war! Dieser hochherzige Seelenbund in all seiner Hingabe und Aufopferung, in all seinen Prüfungen und Schicksalsschlägen, in all seinen unsäglichen Leiden und Entbehrungen — gehört zu dem Erhabensten, was die Weltliteratur kennt. Um dieser Herzensgröße willen muß die Frauenwelt Clara Schumann Rosen streuen, ihr die Gloriole höchster, unübersteigbarer Liebesfähigkeit aufs Haupt setzen.

Zunächst hieß also die Losung: Trennen. Vier Jahre währte dieser fürchterliche Kampf der Liebe. An ein Aussprechen, ein Wiedersehen war vorläufig nicht zu denken. Nicht einmal Briefe konnten gewechselt werden, bis sich endlich

Clara dazu verstand, heimlich, unter fremdem Namen, unter tausend Ränken und Heimlichkeiten wenigstens schriftlich wieder ihrem Geliebten zu nahen. Welche Überwindung mußte es sie kosten, wenn sie sich unter einer Chiffre postlagernd die Nachrichten ihres Robert erbat. „... eine Zeile schreibe mir, B C D E sind die Buchstaben. Laß die Adresse von Dr. Reuter schreiben, der Vater könnte sich auf der Post die Briefe zeigen lassen und Deine Hand erkennen."

Sie hatte sich nämlich inzwischen, Ende 1837, wieder mit ihrem Vater auf eine Konzertreise begeben, die sie über Prag nach Wien führte, der geweihten Stadt der Tonkunst. Nicht ohne Beklemmung betrat Vater Wieck den Boden, dem die Größten Glanz und Blühen gegeben. Würde Clara hier in dieser neuen Umgebung, in diesem über die Maßen anspruchsvollen Rahmen siegen?

Allzulange währte der Zweifel nicht. Gerade Wien, das musikalische Gewissen des damaligen Deutschland, mußte das richtige Urteil fällen. Und dies konnte nur zugunsten einer so begnadeten Künstlerin ausfallen. Ja es übertraf noch die kühnsten Hoffnungen. Clara fand so außerordentliche Anerkennung, erwarb sich so begeisterte, unerhörte Huldigungen und Verherrlichungen, daß sie ganz berauscht war und sich in kurzer Zeit in Wien so glücklich fühlte, daß sie gar nicht mehr fortwollte.

Selbst der „Größte der Großen", Liszt,

kargte nicht mit seinen Lobpreisungen, er widmete Clara einen Ehrenkranz, der ihr junges blühendes Haupt wie eine Strahlenkrone zierte. Wie nahm sie Meister Liszt gefangen! „Er ist mit keinem Spieler zu vergleichen — steht einzig da ... Sein Geist ist groß, bei ihm kann man sagen, seine Kunst ist sein Leben."

Und dieser Klaviertitan zollt der jungen Kollegin ein volles Maß der Verehrung und Würdigung: „Ich hatte noch das Glück, die junge und höchst interessante Pianistin Clara Wieck kennen zu lernen, die im verflossenen Winter ebenso verdientes, als außerordentliches Aufsehen hier gemacht hatte. Ihr Talent entzückte mich; vollendete technische Beherrschung, Tiefe und Wahrheit des Gefühls und durchaus edle Haltung ist es, was sie insbesonders auszeichnet. Ihr außerordentlicher und merkwürdig schöner Vortrag der berühmten Beethoven-Sonate in F-Moll begeisterte den berühmten dramatischen Dichter Grillparzer zu einem Gedichte, in welchem er die anmutige Künstlerin verherrlichte."

Ja auch Grillparzer, der Dichter und Enthusiast, gehört zu der Schar der fanatischen Verehrer Claras. Er kommt zu allen ihren Konzerten, ist über die Einladung zu ihren Vorträgen im privaten Kreise entzückt und faßt seine Begeisterung in das herrliche Gedicht zusammen:

Clara Wieck und Beethoven

(F-Moll-Sonate).

Ein Wundermann, der Welt, des Lebens satt,
Schloß seine Zauber grollend ein
Im festverwahrten, demantharten Schrein
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb.
Die Menschlein mühen sich geschäftig ab,
Umsonst! Kein Sperrzeug löst das harte Schloß,
Und seine Zauber schlafen, wie ihr Meister.
Ein Schäferkind, am Strand des Meeres spielend,
Sieht zu der hastig unberufnen Jagd.
Sinnvoll-gedankenlos, wie Mädchen sind,
Senkt sie die weißen Finger in die Flut,
Und faßt, und hebt, und hat's. — Es ist der Schlüssel!
Auf springt sie, auf mit höhern Herzensschlägen,
Der Schrein blinkt wie aus Augen ihr entgegen.
Der Schlüssel paßt. Der Deckel fliegt. Die Geister,
Sie steigen auf und senken dienend sich
Der anmutreichen, unschuldsvollen Herrin,
Die sie mit weißen Fingern, spielend, lenkt.

Clara war beseligt, vom Stolz emporgehoben. Und doch rührt sie all die Anbetung nicht — nach den rauschenden Festen, die ihr reiche Geschenke und üppigste Blumen und Kränze brachten, schreibt sie ohne Wanken an Robert: „Die schönsten Lorbeerblätter, sie kommen immer von Dir." Ihn mochten wohl die poetischen Huldigungen, die Clara zuteil wurden, stark beschäftigt haben. Auch er schwang sich auf den Pegasus und weihte seiner Braut einen Kranz von kleinen lyrischen Ergüssen, den er ihr freilich erst viel später, neugeordnet und bereichert,

LIBRARY
UNIVERSITY
OF

übergab. Doch sei schon hier eine Auswahl dieser harmlosen, leicht hingeworfenen Liebesbriefchen in Versen eingestreut.

Ich hab' eine gute Braut —
Wer ihr ins Auge schaut,
Auf Weibertreue baut.

Clärchen Schumann:
Ein Engel den Namen ersann.

Wir sind getrennt
Wie zwei Sterne am Firmament:
Der eine folgt dem andern nach
Bei Nacht und bei Tag.

Als Du noch ein klein Mädchen schier,
Ich oft des Abends an Deiner Tür
Als Gespenst gekleidet kam —
Du schriest und wolltest nichts von mir wissen.
Ach könnt' ich doch jetzt als Gespenst zu Dir,
Du erkänntest mich, flüstertest zu mir:
„Du lieber vermummter Bräutigam,
Und vor allem laß Dich küssen!"

Nun küsse mich, Du holde Braut,
Laß Dir's noch einmal sagen:
Was oben im Himmel zusammengetraut,
Wird unten sich auch vertragen.

Von den Erfolgen in Wien kann Clara nicht genug erzählen. „Den 11. geb' ich mein fünftes und den 18. mein sechstes, mein Abschiedskonzert. Im fünften spiel' ich Mendelssohns H-Moll-Capriccio und quatre Etudes symphoniques

Clara und Robert Schumann.
Nach dem Relief von Ernst Rietschel.

von einem gewiſſen Rob. Sch . . . . . denk Dir in den Wirtshäuſern hat man Torte à la Wieck, und alle Enthuſiaſten von mir gehen dahin und eſſen von der Torte. Neulich war ſie in der Theaterzeitung angezeigt mit der Bemerkung, es ſei dies eine ätheriſch hingehauchte Mehlſpeiſe, die ſich den Eſſern von ſelbſt in den Mund ſpiele."

Sie mußte darüber lachen.

Robert findet in all den freudig-trüben Erregungen perſönlichen Erlebens noch Zeit zu der ſinnigen Bitte: „Willſt Du nicht unſern Schubert beſuchen? Und Beethoven? Und nimm einige Myrtenzweige, binde je zwei zuſammen und lege ſie ihnen aufs Grab, wenn es geht — dabei ſprich leiſe Deinen Namen und meinen aus — kein Wort weiter — Du verſtehſt mich . . ."

Die Huldigungen Wiens ſollten noch immer Steigerungen erfahren. Die kunſtliebenden Adelskreiſe drängten ſich an Clara heran, legten ihr wie einer Fürſtin ihre Huldigungen zu Füßen, und auch der Hof nahm immer ſtärkeren Anteil an ihren wachſenden Triumphen. Selbſt der Kaiſer konnte ſich der Volksbegeiſterung nicht verſchließen und ſchmückte die achtzehnjährige Pianiſtin mit einer Auszeichnung, die bei ihrer Jugend und in Anbetracht deſſen, daß ſie Nicht-Öſterreicherin war, nicht hoch genug veranſchlagt werden konnte, er ernannte ſie zur K. K. Kammervirtuoſin.

Der Vater war außer ſich vor Entzücken, Clara weinte Tränen. Sie glaubte, einen

Fingerzeig des Himmels zu sehen. Wien, das ihr so ausnehmend liebevoll entgegen kam, das ihre Kunst würdigte wie keine zweite Stadt bisher, das ihr täglich neue, einflußreiche Freunde zuführte — sollte es nicht der beste Schauplatz für ihr zukünftiges Wirken sein? Sollten sich nicht hier die günstigsten Aussichten eröffnen, in ideeller wie materieller Hinsicht? Würde sich nicht hier leicht Gelegenheit finden, durch ihre Kunst, durch Konzerte und Unterricht ihren Robert in jeder Weise zu unterstützen? Kurzum, sollte nicht Wien der Boden sein, der ihrer endgültigen Vereinigung und insbesondere der diese ermöglichenden finanziellen Sicherheit die beste Nahrung bot! Voller Enthusiasmus berichtet sie an Robert:

„Welch angenehmes billiges Leben ist hier, natürlich verhältnismäßig zur Größe der Stadt. Welch schöne Umgebungen! und dann bin ich gleichfalls hier weit mehr angesehen als in Leipzig, eingeführt bei dem höchsten Adel, beliebt bei Hofe und beim Publikum. Jeden Winter kann ich ein Concert geben, welches mir 1000 Thaler trägt (mit Leichtigkeit) bei den hohen Eintrittspreisen, die man hier hat ... Dann kann ich, will ich, jeden Tag eine Stunde geben das trägt wieder das Jahr hindurch 1000 Thaler und Du hast 1000, was wollen wir mehr? ... Mit einem Wort, wir können hier das glücklichste Leben führen, während wir in Leipzig nur verkannt sind und Leipzig auch keine Stadt ist,

wo ein Geist wie Du bestehn kann, sondern wo Du nur in Sorgen leben würdest und wo Du mich auch nicht lieb behalten könntest, denn Du würdest des Lebens überdrüssig werden. Glaube nicht etwa, daß ich übertrieben habe; alles was ich Dir geschrieben, hat mir der Vater heute eine Stunde lang auseinandergesetzt ...

„Sogar sagte er: ‚Will Schumann nicht gern lange Zeit in Wien ohne Dich sein, nun so werde ich ihm auch das thun, daß ich mit Dir nach Wien gehe.‘ Du siehst hieraus, daß der Vater ganz gut ist, also sei ja nicht kalt gegen ihn, er will uns wohl. —

„... Das sieht er wohl ein, daß ich nie mein Herz einem Anderen verschenke, und meine Hand ohne das Herz verschenken — das thut ein Vater wie der meinige nicht.“

Zu beachten ist der Hinweis auf Wiecks Äußerung, die scheinbar der Vereinigung zustimmt; aber diese und ähnliche, mehrfach wiederkehrende Andeutungen schien Wieck nicht aufrichtig zu geben. Nicht ohne Grund entgegnete Robert, er habe ihr mit seinen Worten nur eine freundliche Stunde in Wien machen wollen.

Schumann hat aber doch nichts Eiligeres zu tun, als den Gedanken Claras zu dem seinigen zu machen: „Also Deine Hand, es ist beschlossen, reiflich von mir bedacht, mein sehnlicher Wunsch, unser Ziel — Wien.“ Und er beschloß wirklich, nach Österreich auszuwandern, zunächst sich über die Wiener Verhältnisse durch Augenschein zu

orientieren, ob für sein Wirken Platz sei, ob seine Zeitung dort gedeihen könne, kurz ob dort die Glücksſonne die Ernte reifen lasse. Nicht allzu lange waren daher die Liebenden nach Claras Rückkehr in Leipzig vereinigt, wo sie nach wie vor heimlich, wie Diebe, sich Rendezvous geben mußten, da kam die neue Trennung. Schon im Sommer 1838 war Clara wieder in Dresden zu Besuch gewesen, das ihr diesmal statt der Erholung neue Aufregung brachte; sah sie sich doch hier genötigt den Klavierspieler Rakemann, der ihr schon wiederholt Anträge gestellt hatte, mit seinen Heiratsplänen energisch abzuweisen.

Im September machte sich Schumann auf den Weg nach Wien, über seine Vaterstadt Zwickau, Dresden, Prag. Unterwegs traf er mit Clara zusammen, hörte sie im Konzert. Da entstand das Gedicht:

Traumbild.

An C. W.

Von oben gekommen ein Engelskind
Am Flügel sitzt und auf Lieder sinnt,
Und wie es in die Tasten greift,
Im Zauberringe vorüber schweift
Gestalt an Gestalt
Und Bild nach Bild,
Erlkönig alt
Und Mignon mild

Und trotzige Ritter
Im Waffenflitter
Und kniende Nonne
In Andachtswonne.

Die Menschen, die's hörten, sie haben getobt,
Als wär's eine Sängerin hochbelobt;
Das Engelskind aber bestürzt und leicht
Zurück in seine Heimat entweicht.

„Doch ist es mir wie ein Traum, was ich gestern alles gehört und was um mich vorging ... ich seh' Dich immer, wie auch den Ring an der linken Hand am zweiten Finger — wie der strahlte ... Die Menschen verdienen Dich gar nicht ... Adieu, Du Aller-Allergeliebteste, Du Herzensschatz, Du gute gute Herzens-Clara, Du, Dein bin ich und nur Dein." Bei der Abreise weiß sie es einzurichten, daß er sie noch einmal sieht. „Warst Du es denn wirklich, die mir nachgesprungen kam, die Grimmaische Gasse; ja das war mein liebend Mädchen; es hat mich so gerührt dieser letzte Gruß."

Den Hoffnungen folgte die Enttäuschung auf dem Fuße. Schumann fand Wien ganz anders, als er erwartet hatte. „Soviel sehe ich, daß die Zeitung in ganz anderer Weise hier redigiert werden muß; zu ihrem Schaden und zu dem aller ehrlichen Leute. Und ob ich überhaupt die Erlaubnis erhalte, ist wohl auch noch die Frage." Clara sucht ihn sofort wieder aufzurichten. „Dir gefällt es nicht in Wien und ich bin an allem schuld! Gefällt Dir's durchaus in Wien nicht, so

glaube nicht, daß ich unglücklich wäre, wenn ich nicht in Wien leben könnte, oh nein, ich geh mit Dir wohin Du willst und in den Tod!"

Schumanns Stimmung flutet auf und ab. Wenn auch das Musiktreiben nicht nach seinem Sinn ist, so läßt er sich doch durch den zauberischen Glanz des Wiener Gesellschaftslebens, durch die Macht der hier wirkenden Geister hinreißen. Hier in der Stadt Grillparzers wurden in seinem Geiste wieder die poetischen Huldigungen lebendig, die Clara dort erlebt hatte. Schon damals hatte Schumann geäußert: „Das Grillparzersche Gedicht ist das schönste überhaupt, was je über Dich geschrieben ist; da kam mir wieder der Stand des Dichters so göttlich vor, der's Rechte trifft mit so wenig Worten, für alle Zeiten gültig. Mendelssohn war gerade bei mir als ich's bekam; er sagte dasselbe. ‚Schäferkind' — ‚senkt die weißen Finger' — wie so zart alles; man hat, sieht Dich vor sich. Auch beim Publikum nützen Dir diese wenigen Zeilen mehr als alle diese Wieckschen Aufsätze, denn vor dem reinen Dichter hat der gemeine Mann selbst eine Scheu; ... er traut ihm, widersetzt sich ihm nicht. Kurz das Gedicht hat mich glücklich gemacht — und könnte Dein Geliebter und überhaupt ein Liebender singen und dichten, so hätte er es so machen müssen."

Könnte Dein Geliebter dichten, — — nun er wollte beweisen, daß er es konnte. Und wie ein Blütenregen im Winter fielen die ge-

reimten Briefe über ſie herab, „Kleine Verſe an Clara von R. Sch. An eine gewiſſe Braut, die durchaus keinen Zwanziger zum Mann will.“ Hatten doch die Liebenden im bitteren ſchmerzlichen Kampfe ſich zu dem Entſchluß durchgerungen, bis Oſtern 1840 im ſchlimmſten Falle auf die Einwilligung des Vaters zu warten. Gerade zum Oſtertag 1838 hatte Robert ſeiner Clara geſchrieben: „Wenn wir bis Oſtern 1840 (jetzt über zwei Jahre) feſtſetzen, ſo hätteſt Du alle Pflichten eines Kindes erfüllt, brauchteſt Dir, auch wenn Du Dich mit Gewalt trennen müßteſt, keine Vorwürfe zu machen. Wir ſind dann mündig, Du haſt den Bitten Deines Vaters, über zwei Jahre lang noch zu warten, nachgegeben — von einer Probe unſerer Treue und Ausdauer kann keine Rede ſein, da ich nie von Dir laſſe . . . Alſo gieb mir Deine Hand: jetzt über zwei Jahre heißt das Loſungswort . . .“

Darauf bezogen ſich die Anſpielungen in den Verſen, wie

Ein Bräutigam über fünf Jahre
Bringt bald auf die Bahre.

Eine Braut über zwanzig, ein Bräutigam über dreißig —
Aus Grün wird Reiſig. —

Die Verſe hatten in Clara ein lohendes Feuer der Weihnachtsſtimmung entzündet. In freudeſtrahlender Hingabe ſchreibt ſie Robert: „Innigſten Kuß — den innigſten, den ich Dir noch je ge-

geben! Feiere das Feſt recht glücklich — uns leuchtet ja beiden ein ſchöner Hoffnungsſtern, ſchöner als alle Chriſtbäume der Welt — der verlöſcht nicht, nur laß uns einander feſt und treu lieben. Mein Herz ſpricht noch ſo vieles, Unnennbares! Ich liebe Dich ja — das weißt Du und ſomit alles! Unwandelbar bis in den Tod! — Nein — ewig . . . Wie kannſt Du mir anempfehlen, die Verſe von Dir aufzubewahren? Iſt das Dein Ernſt? Ehe Deine Empfehlung kam, waren ſie längſt unter ſchönſtem Verſchluß. Sie ſind mir unendlich lieb, ich verliere ſie gar nicht aus dem Gedächtnis." Und wie verklärt erwidert Schumann zum Neujahrstage: „Das Jahr 1839 begrüße ich wie ein Wanderer die erſehnte Stadt, die ſchon mit den Turmſpitzen aus der Ferne hervorragt — oft überfällt mich eine Ahnung, als würde ich das Ziel nicht erreichen, dann flüſterſt Du wieder zu mir, dann wünſchte ich mir und der Zeit Flügel — ach, ich kann es gar nicht erwarten bis Du mein angetrautes Weib biſt, Du mein holdſeliges Mädchen, Du liebſte Madam Schumann, Du beſte Frau eines überglücklichen Componiſten."

Wien ward endgültig aufgegeben. Schumann eilte zur Heimat, aber als er nach Leipzig kam, war Clara ſchon abgereiſt, nach Paris. Wer die eigentliche Triebfeder zu dieſem heldenmütigen Entſchluß war, ob Clara, die dem Vaterhaus entfliehen wollte, ob Wieck, der nach Paris zu folgen verſprach, ſeine Tochter

aber dann mit einer französischen Gesellschafts-dame allein reisen ließ — bleibt dahingestellt; jedenfalls trafen da Wünsche und Hoffnungen zusammen, die schließlich wie durch das Walten einer höheren Führung die beiden Liebenden noch schneller zusammenbrachten, als sie geglaubt.

Am 8. Januar war Clara abgereist. Noch kurz zuvor hatte sie geäußert: „Vor meiner Reise nach Paris wird mir Himmel-Angst; wenn ich so einen wie Thalberg und Liszt gehört habe, da komme ich mir immer so nichtig vor, und da bin ich unzufrieden mit mir, daß ich weinen möcht'! Hätte ich nur genug Kraft und könnt' ich mich nur aufraffen, ich müßte viel mehr noch leisten, aber die Liebe, die spielt mir zu sehr mit, ich kann nun einmal nicht einzig und allein der Kunst leben." Trotz der großen künstlerischen Erfolge war die Stimmung Claras auf dieser Reise sehr gedrückt. Der Vater spielte den Gekränkten und ließ sie ohne Nachricht; ein unglücklicher Zufall wollte es, daß auch die Briefe Roberts erst nach langen Zwischenfällen in ihre Hände gelangten. So schreibt sie von Stuttgart aus: „Recht traurig geht es mir; seit ich vom Hause fort bin, hab' ich weder vom Vater noch von Nanny eine Nachricht erhalten und ach, von Dir so lange kein Wort, weiß gar nicht wie es Dir geht! Meine Concerte in Nürnberg und Ansbach sind glücklich vorüber (in Nürnberg habe ich mir viele Herzen erworben und der Abschied hat mir Thränen gekostet), aber

es war anſtrengend, 3 Nächte habe ich nicht geſchlafen. Wie es hier gehen wird, weiß ich noch nicht. Lindpaintner, Molique, Bohrer, Schunke, alle ſind nicht da."

In Stuttgart gab es noch ein ſchweres Mißverſtändnis, deſſen Folgen nur durch Schumanns ſchnelles Eingreifen abgewendet wurden. Clara hatte ihr übervolles Herz dem Muſiker Dr. Guſtav Schilling ausgeſchüttet, und dieſer nahm die Gelegenheit wahr, ſich durch allerlei Verſprechungen in die Gunſt ihrer Seele einzuſchmeicheln. Da ſie ganz arglos über die Pläne berichtet, die Schilling mit ihr vorhat, gerät Robert in große Entrüſtung, da er alles hell durchſchaut. „Siehſt Du denn nicht, was der Mann mit Dir vorhat? Das iſt ja der infamſte Heuchler und Verführer, wie man ſie nur in Romanen aufzuweiſen hat. Siehſt Du nicht, wie er in ſeinem Brief immer weiter geht, wie er die ‚Thränen ſeiner Frau' erwähnt, aus denen er ſich nichts macht, wie er Dir immer näher rückt, wie er ſagt, wie er die ‚gewöhnlichen Künſtler' haſſe, womit er mich meint, wie er, um Dich zu rühren, das Andenken ſeines ‚ſeligen Vaters' anbringt, womit er Dir zu verſtehen giebt, er habe einiges Geld, um eine, ja zwei Frauen zu ernähren, und er ſagt dazu, daß Dir ſein Haus und Arm offen ſtände."

Erſt kurz zuvor hatte Schumann, auf die muſikaliſchen Erfolge ſeiner Braut hin, in hoffnungsvoller Freude geſchrieben: „Nun hab' ich gar keine Angſt mehr um Dich, Du wirſt Siege

nach Siege erfechten und endlich auch Deinen Bräutigam" — und jetzt mußte er erfahren, daß die Angst noch lange nicht als überwunden gelten konnte. „Und nun die letzten Worte über jenen gemeinen Heuchler, der sein Weib verlassen will. Nicht, daß er Dich liebt, ergrimmt mich, nicht, daß er mir feindlich gesinnt, — sondern das ist das Empörende, daß er Dich, eine Liebende, eine Braut, von der er selbst weiß, daß sie treu liebt, von dem Geliebten abtrünnig machen will." Diesmal also war Clara der Gefahr entronnen, aber Schumann ermahnt sie aufs neue eindringlich, vorsichtig zu sein, niemand zu vertrauen und niemand zu willfahren.

Endlich trifft Clara in Paris ein. Hier beginnen neue Sorgen. Zwar huldigt man der Künstlerin, bemüht sich um ihre Bekanntschaft, Berlioz, Meyerbeer erweisen ihr Liebenswürdigkeiten, das Publikum überhäuft sie mit Lobpreisungen. Aber trotzdem kann sich Clara nicht fassen. Sie denkt mehr an ihr Leben als an ihre Kunst. Echt weiblich sind die intimen Ergüsse zwischen den geschäftlichen Mitteilungen. „Ich glaube ich hätte Dir gefallen gestern; ein schwarzes Kleid hatte ich an, ganz einfach, um das Haar eine weiße Kamelia umgeben von so weißen Blumen, wie Inliegendes, und unter den Blumen die Brosche von der Kaiserin von Österreich. Lächelst Du jetzt nicht, ob meiner kindischen Beschreibung?"

Die mancherlei Wirren und trüben Stimmungen wurden noch durch eine Trauernachricht

verſchärft, da ihr Robert den plötzlichen Tod ſeines Bruders meldete. Die ſchwerſte Kriſe aber brach Anfang Mai über das Paar herein, eine Kriſe, die beinahe alle die ſo hartnäckig erkämpften Liebesſiege zu vernichten drohte. Die ſtetigen Vorwürfe des Vaters, die harte Behandlung, die ſie gerade jetzt von ihm erfahren mußte, hatten die Wirkung, daß Clara noch einmal ernſt und ſchwer mit ſich zu Rate ging und in ihrem Herzen, deſſen Puls allzeit lebhaft für den Vater ſchlug, alle Winkel und Ecken ableuchtete.

Und ſie fühlte, ſie war nicht ſtark genug, völlig und für immer mit dem Vater zu brechen. Auf ſeine Einwände erwiderte ſie alſo von Paris aus:

„Meine Liebe zu Schumann iſt allerdings eine leidenſchaftliche, aber nicht bloß aus Leidenſchaft und Schwärmerei lieb' ich ihn, ſondern weil ich ihn für den beſten Menſchen halte, weil ich glaube, daß kein Mann mich ſo rein, ſo edel lieben und mich ſo verſtehen würde wie Er, und ſo glaub' ich auf der andern Seite auch ihn mit meinem Beſitz ganz beglücken zu können, und gewiß keine andere Frau würde ihn ſo verſtehen wie ich. Du wirſt mir verzeihen, lieber Vater, wenn ich Dir ſage, Ihr Alle kennt ihn doch gar nicht und könnte ich Euch doch nur überzeugen von ſeiner Herzensgüte! Jeder Menſch hat ja ſeine Eigenheiten, muß man ihn nicht darnach nehmen? Ich weiß, was Schumann fehlt, das iſt ein

Freund, ein erfahrener Mann, der ihm beiſteht und hülfreiche Hand leiſtet; bedenke, daß Schumann nie in Welt gekommen war — kann es denn nun auf einmal gehen? ach Vater, wäreſt Du ihm ein Freund — Du ſollteſt ihn gewiß nicht undankbar finden und Du würdeſt ihn gewiß achten; glaubſt Du denn, daß ich Schumann ſo liebte, wenn ich ihn nicht achtete? glaubſt Du nicht, daß ich wohl ſeine Fehler weiß? Aber auch ſeine Tugenden kenne ich. Uns würde zu unſerem Glücke nichts fehlen als ein, wenn auch kleines, doch ſicheres Auskommen, und Deine Einwilligung; ohne letzteres wäre ich ganz unglücklich, ich könnte nie Ruhe haben und Schumann, der ja ſo viel Gemüthe hat, würde das auch unglücklich machen; ich ſollte verſtoßen von Dir leben und Dich unglücklich wiſſen! Das hielt' ich nicht aus. Lieber Vater, verſprichſt Du mir Deine Einwilligung, wenn Dir Schumann ein Einkommen von 1000 Thalern ausweiſen kann? 2000 Thaler wäre doch etwas zu viel verlangt, das kann ſich nur nach und nach finden. Gieb uns die Hoffnung und wir werden glücklich ſein, und Schumann wird noch mit ganz anderem Muth darauf hinarbeiten mich zu beſitzen; ich verſpreche Dir hingegen, Schumann nicht eher zu heirathen, als bis uns keine ſorgenvollen Tage mehr erwarten. Gewinnt Schumann ein ſicheres Auskommen, was ich ſicher glaube, und wir haben alsdann Deine Einwilligung, ſo machſt Du uns zu den glücklichſten Menſchen — außer-

dem zu den Unglücklichſten. Nie kann ich von ihm laſſen, und er nicht von mir, — nie könnte ich einen anderen Mann lieben — ich bitte Dich verſprich es mir, ſage mir aufrichtig was Du verlangſt, was Du in Deinem Inneren denkſt, mache mir keine Hoffnung, wenn es Dir nicht Ernſt damit iſt. Ach wie glücklich kannſt Du uns machen! Mein Herz iſt ſo voll Liebe — willſt Du es brechen? Das hätte ich nicht verdient!"

Einen Tag ſpäter entſchließt ſie ſich mit unſäglicher Überwindung — da ſie ahnt, wie niederſchmetternd die Botſchaft iſt — ihren Bräutigam in ähnlicher Weiſe zu verſtändigen:

Paris d. 2./5. 39.

„Mein innigſt geliebter Robert,

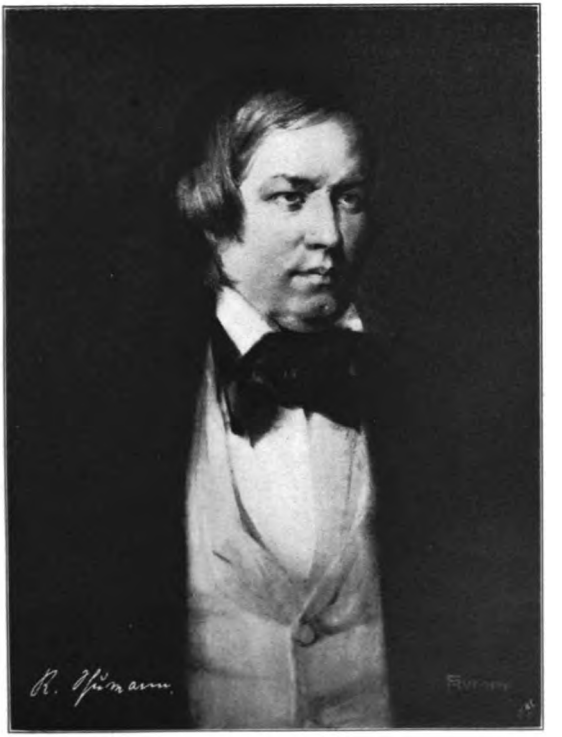
mit ſchwerem Herzen gehe ich heute daran, Dir zu ſchreiben, ich muß Dir mittheilen, was ſchon lange in mir gekämpft, und heute zum Entſchluß gekommen iſt — es betrifft doch unſer Beider Glück. Unausſprechlich unglücklich macht mich der Gedanke, noch länger von Dir getrennt zu ſein, doch laß den Muth nicht ſinken, bleib' ich doch ſtark! Wir können uns nächſten Oſtern noch nicht verbinden, wir würden nicht glücklich ſein. Laß mich ganz offen zu Dir reden, mein geliebter Robert. Zweierlei würde unſer Glück trüben, erſtens die unſicherſte Zukunft und mein Vater; meinen Vater mache ich höchſt unglücklich, wenn ich mich mit Dir verbinde, ohne eine

ſichere Zukunft vor Augen zu haben; meinen Vater würde der Kummer um meinetwillen in das Grab bringen und die Schuld müßte ich dann tragen, keinen Augenblick Ruhe hätte ich, immer ſtünde das Bild meines Vaters vor mir, und ich hätte Vaters, Deines und mein Unglück zu tragen; Du würdeſt Dich höchſt unglücklich fühlen, ſo wie ich Dich kenne, ſollteſt Du nur ein einziges Mal um unſer Leben beſorgt ſein müſſen, wir würden Beide als Künſtler in Sorgen untergehen. Das ſtand mir Alles ſo lebhaft vor der Seele, daß ich es endlich nicht mehr aushalten konnte, ich muß es Dir mittheilen, und ſprach auch mit Emilie darüber, die mir Recht gab, und Du, mein Robert, ſiehſt es gewiß auch ein. Sieh, wenn wir nur ein kleines ſicheres Auskommen haben, ſo ſind wir ſchon geſchützt, wir können uns einſchränken, und dabei höchſt glücklich leben, der Vater giebt dann ſeine Einwilligung; er ſchreibt geſtern, er gäbe ſogleich ſeine Einwilligung, ſobald er ſähe, daß Du mir eine ſorgenloſe Zukunft verſprechen könnteſt — doch ich ſehe gewiß auf mich nicht ſo wie auf Dich — Du fühlteſt Dich gar zu unglücklich, ſollteſt Du durch Sorgen Dein ſchönes Künſtlerleben trüben müſſen — ich halte es für meine Pflicht, Dich davor zu bewahren."

Das war ein harter Schlag für Schumann, aber wie lähmend er auch im Augenblick dreinfuhr, er übte ſchließlich die Wirkung, daß Schumann die Lage in all ihrem Ernſt erſt

richtig würdigte und ſich durch die Erkenntnis zum energiſchſten Handeln gedrängt ſah. Nach den langen taſtenden Verſuchen, nach den vielen immer aufs neue angebahnten Vermittelungen läßt er ſich jetzt auf gar keine weiteren Unterhandlungen ein und ſtellt kurzerhand die zwingende Alternative. Und durch dieſe Entſchloſſenheit reißt er endlich auch die geliebte Braut mit fort. Er erklärt ihr, daß er keinerlei Aufſchub, keinerlei Bedingungen mehr anerkenne, ſondern die ſofortige Entſcheidung verlange, und zwar wenn nicht in gütlichem Einvernehmen, dann auf dem Wege des Gerichts.

Er ſchickt alſo Clara zwei Schreiben, eines an ihren Vater, worin er ruhig und entſchloſſen ihre Hand verlangt, und das andere an das Appellationsgericht, „das wir, wenn er das Ja verweigert, ſogleich noch während ſeines Aufenthaltes hier dem Gerichte übergeben". So weit mußte es in dieſer Leidensgeſchichte der Liebe kommen: das Gericht mußte für die Liebenden den Konſens erzwingen. Eine unendlich trübe, niederſchmetternde Erfahrung, die für die Beteiligten, für ſo fein empfindende Naturen wie Robert und Clara, gewiß unſagbar beklemmend war. Aber Wieck hatte ſie ſo ſehr in die Enge getrieben, ſein Recht über die Grenzen des Erlaubten ausgereckt — da konnte Schumann, in all ſeiner beinahe mädchenhaften Scheu und Weichheit nicht länger zurückhalten, er mußte zum Äußerſten ſchreiten. Und die Ereigniſſe be-



Robert Schumann.
Nach dem Gemälde F. Rumpf.
Photographie von Georg Gerlach-Berlin.

stätigten seine Auffassung über Wiecks Gesinnung. So wurde auch Clara von der Notwendigkeit dieses Schrittes überzeugt. Bebenden Herzens setzt die liebende Tochter, die nach wie vor eine unbegrenzte Verehrung für ihren Vater hegte, ihren Namen unter die Klageschrift. „Liebes Mädchen," schreibt Schumann, „nun glaub' ich bald, Du liebst mich ernstlich. Hätte ich Dich sehen können, wie Du unterschriebst! Wie die Devrient im Fidelio, glaube ich, Du zitterteſt am ganzen Körper, nur die Hand, mit der Du schriebst, war fest und zitterte nicht. Nicht wahr? Laß Dich denn inniglich an mein Herz drücken, Du meine Geliebte, Du mein Alles, die Du alles für mich getan, was ich Dir nicht vergelten kann. Ich küsse Dir Stirn und Auge, mein Kind — und es möge Dir immer recht wohl gehen auf Erden."

Wenn wir nun die hochdramatische Weiterführung dieser einzig dastehenden Angelegenheit verfolgen, fühlen wir uns unwillkürlich in die phantastischen Erfindungen eines Romandichters versetzt. Claras Mutter, die jetzige Frau Bargiel, und ein Freund Schumanns, Dr. Reuter, wurden einzig in die Sache eingeweiht, und mit deren Einvernehmen wurde ein geradezu abenteuerlicher Plan ausgeheckt. Clara kam auf ihrer Heimreise von Paris mit ihrer Begleiterin nach Altenburg. „Sie wohnen in Altenburg im Gasthof: Stadt Gotha," schreibt Reuter, „(sollte wider Erwarten da kein Zimmer frei sein, im Hirsch), wo Sie

einen Brief von Robert unter der Adreſſe, Fräul. Wieck aus Weimar, vorfinden. Robert kehrt in einem Gaſthofe (ich glaube: Die Schnecke) in der Leipziger Vorſtadt ein, und iſt dort ſchon nachmittags um drei Uhr, um Sie zu erwarten. Übrigens ſoll alles ſo geheim geſchehen, daß kein Menſch hier oder irgendwo etwas erfährt. Auch Schumanns Reiſe nach Altenburg, ſowie überhaupt Ihre Ankunft." In ähnlicher Weiſe wurde auch der Plan wirklich ausgeführt, nach mehreren Zwiſchenſtationen trafen Robert und Clara bei ihrer Mutter glücklich in Berlin ein.

Und nun begann die entſetzliche gerichtliche Auseinanderſetzung, mit all ihren Foltern und Qualen, mit ihren deprimierenden, Herz und Seele blutig geißelnden Verhandlungen. Der Vater ſtellte Bedingungen, zog ſie wieder zurück, ſtellte neue Bedingungen, Schumann blieb feſt. Die Reiſe ging von Berlin nach Leipzig, von Leipzig nach Berlin — neue Termine, neue Verhandlungen. In dieſer Zeit öffnet ſich Clara das Mutterherz, das ſie ja nie gekannt hatte, und in all der Not bietet ihr Mutter Bargiel Troſt und Stütze. So finden ſich die Verwandten des Bluts in der Stunde der tiefſten Betrübnis.

Wieder hatte Wieck durch neue Einwände ein Hinausſchieben der Entſcheidung durchgeſetzt. Schumanns Seele bäumte ſich auf. Aber gerade in dieſer Zeit, in der Wiecks Beſchimpfungen ihn zu erdolchen ſtrebten, ſollte ihm eine Anerkennung der großen Welt werden, die bei ſeiner

Jugend besonders ehrend war: die Ernennung zum Ehrendoktor durch die Universität Jena.

Auch das Jahr 1840 ließ noch lange auf die bang ersehnte Entscheidung warten. Das erste halbe Jahr war dahin, da endlich am 12. August kam über Appellations- und Oberappellationsgericht das durch nichts mehr anzufechtende Urteil, der gerichtliche Konsens zur Ehe.

Endlich, endlich war das Ziel erreicht. Auf den 12. September wurde die Hochzeit festgesetzt. In traulicher Innigkeit, in dem sicheren Bewußtsein, recht gewollt und recht getan zu haben, nahmen die Brautleute an der kleinen Feier in Leipzig teil, die ihren Ehebund besiegelte. Das Paar bezog eine bescheidene Wohnung in der Inselstraße beim Maurermeister Scheitel.

* * *

So war endlich nach unsagbar hartem Kampf das heiß ersehnte Ziel erreicht. Vor Glückseligkeit stumm sanken sich die Liebenden in die Arme, völlig trunken von dem Duftrausche der Herzenswünsche.

Voll Poesie und künstlerischer Weihe setzte diese Ehe in jubelnden Akkorden ein. Und wie das Jugendleben des Künstlerpaares ein ganz eigenes Relief, wie jede ihrer Gedankenregungen stets eine besondere, phantasiebeschwingte Note hatte, so erhielt auch ihr Zusammensein vom ersten Tage an den Stempel persönlichsten Gefühlsausdruckes, den goldnen Schein phantastisch idealistischer Verklärung.

Roberts kindlich naiver Sinn brachte der

jungen Glücksgattin als erstes Geschenk ein Tagebuch, das in den wahrheitsgetreuen Aufzeichnungen ein Spiegel ihres inneren und äußeren Lebens werden sollte, das als treuer Begleiter und zugleich kritischer Beurteiler ihnen die Handhabe bieten sollte, zu erweitern, was gut und wohltuend, zu verbessern, was unvollkommen, und auszumerzen, was schädlich und gefährlich schien. Wir sehen das frohe Kindergesicht Roberts vor uns, wenn wir uns die Zeremonie der Tagebuch-Übergabe vergegenwärtigen. Mit welcher Gewissenhaftigkeit wurden die Bedingungen der Führung vereinbart. Es sollte „ein Büchlein der Bitten werden, die wir aneinander zu richten haben, wenn das Wort nicht ausreicht". Schumann begann mit der Eintragung, die allwöchentlich von dem einen auf den andern übergehen sollte. Jeden Sonntag sollte dann das Geschriebene durchgenommen und dabei geprüft werden, ob es etwas zu ändern, etwas zu bessern gab in dem so reflektierten Leben.

Ernstes und Humoristisches sollte nebeneinander Platz finden. Auch die schlichtesten Alltagssorgen sollten erwogen werden. „Bist Du mit alle diesem einverstanden, mein Herzensweib, so schreibe Deinen Namen unter meinen, und laß uns als Talisman die drei Worte aussprechen, worauf alles Glück des Lebens beruht: Fleiß, Sparsamkeit und Treue." Und sie schrieb stolz und fest den Namen unter den des Mannes, dem sie auch in diesen Gedanken willig folgte.

Der Gedanke des Tagebuchs war ihnen beiden nicht neu. Robert pflegte bislang zu allen Zeiten in dieser oder jener Form seine Erlebnisse, seine Reflexionen festzuhalten. Das eigenartigste Dokument ist sein sogenanntes „Leipziger Lebensbuch". Er ist eben eine Natur, die sich im stillen immer über Taten und Gedanken Rechenschaft geben mußte. Er konnte ohne Tagebuch nicht leben. Zur Genüge gewürdigt ist ja seine phantasievolle, durch E. T. A. Hoffmann angeregte Ausdrucksweise in Dialogform: wie er seine Charakteranlage in zwei und drei Persönlichkeiten zergliederte und aus dem Munde von Florestan, Eusebius und Raro Urteile, Empfindungen, Anregungen ausstreute, die seiner komplizierten Natur entsprangen. Diese romantischen Neigungen hatten von jeher Claras Phantasie gefangen genommen, sie zur Bewunderung, zur Begeisterung hingerissen. Schumanns Feuergeist hatte ihre Seele entflammt. Und ebenso wie in den Tagebüchern und ähnlichen Geistesäußerungen, war auch in seiner Musik diese Hoffmann-Natur, das Doppelgesicht Florestan-Eusebius, überall zu erblicken.

Aber auch Clara war von Jugend auf gewöhnt, sich über alles, das sie beschäftigte, Rechenschaft zu geben. Von der Frührote ihres Lebens an führt sie ein genaues Tagebuch, das uns über alle Geschehnisse bis ins kleinste unterrichtet. Freilich wäre es verfehlt, an der Hand des Tagebuchs Claras geistige Entwicklung stu-

dieren zu wollen. Lugt doch aus allen Zeilen die Handschrift des Vaters unverkennbar hervor! Würde ein siebenjähriges Mädchen etwa ein Selbsturteil abgeben wie: „Mein Vater läßt mich nicht musikalisch zu Tode üben, sondern bildet mit Vorsicht mich für ein seelenvolles Spiel aus." Würde ein achtjähriges Kind eine Selbstkritik fällen wie: „Mein Vater tadelt jetzt besonders an mir einen gewissen Neid — Vergnügungssucht — kindische Empfindlichkeit — und einen sonderbaren Hang, sich nie in der Gegenwart und am Gegenwärtigen zu freuen. Das Letztere bekümmert meinen Vater am mehresten, weil ich deswegen selten zufrieden erscheine, und immer ein ‚Aber' und ein ‚Wenn' in den Weg tritt."

Es ist die offenbare Taktik des Vaters, der die unsterbliche Veranlagung der Tochter erkannte, sich selbst in dem — wie er erwartete — der Nachwelt überlieferten Tagebuch ein möglichst vorteilhaftes Denkmal zu setzen. Die Mitteilungen sind also mit höchster Vorsicht aufzunehmen.

Bis zu ihrer Einsegnung im fünfzehnten Jahre hat der Vater seiner Tochter im Tagebuch schon beinah' gewaltsam die Hand geführt; aber selbst in den folgenden Jahren finden sich noch viele Äußerungen, besonders über Schumann, die in ihrer absprechenden, tadelnden Form ganz gewiß, wenn auch nicht vom Vater in das Buch gewaltsam eingefügt, so doch mindestens intellektuell der Tochter in der Weise aufgedrungen sind, daß sie die fremden Urteile für die eigenen ausgab.

Jetzt erhält das Tagebuch natürlich eine ganz andere Bedeutung. Die von Robert beabsichtigte Art der Führung wird sehr bald umgestoßen, da er sein Amt nur sehr unregelmäßig versieht und die Eintragungen schließlich der Gattin allein überläßt. Um so mehr wird es also ein teurer Kronzeuge für die Auffassung, die gerade Clara von dem ehelichen Leben, den Freuden und Sorgen der nächsten Jahre erhält.

Fürs erste breitete sich ein glanzvoller Sonnenschein über das junge Paar. In reinster Harmonie leben sie füreinander und vertiefen ihr häusliches Glück durch hehre ideale Kunstarbeit. Jetzt erst konnte Clara anfangen, die künstlerische Persönlichkeit ihres Mannes verstehen zu lernen, in sein Schaffen und Schöpfen einzudringen.

Gewiß hatte sie sich schon vorher an jeder Blüte seines Geistes erfreut, hatte viele seiner Kompositionen selbst gespielt und ihnen einen Verehrerkreis geschaffen. Schien es doch, als ob Schumann oft nur sie, die damalige Braut, als Interpretin seiner Gedanken vor Augen hatte, hatte er doch bisher ausschließlich für ihr Instrument, das Klavier, gedacht und geschrieben. Aber gerade die Zeit kurz vor der Ehe brachte ihm eine Erweiterung, einen Fortschritt seines Schaffens.

Die Braut in ihrer sehnsuchtsvollen Hingabe inspirierte Schumann zu ganz neuen Werken, schlug eine neue Saite in seinem Innern an, deren Klang ihm selbst bis dahin

fremd geweſen. Über Nacht war aus dem Pianiſten ein Sänger geworden.

Waren die Werke bis op. 24 ausſchließlich dem Klavier gewidmet, ſo fiel jetzt ein Blütenregen von Liedern und Geſängen auf die Braut hernieder, die ihr Herz erzittern, ihre Stimme erbeben machten. Und die Lieder ſpiegelten die Empfindungen des Tages wider. Am Polterabend überreichte er ihr als Brautgeſchenk eine Prachtausgabe der Liederſammlung, die den zeitgemäßen Titel „Myrten“ führte. Schon vorher hatte er ſie in unzähligen Liedern beſungen und gefeiert. Sein Herz jubelte in Liederweiſen. Das, was ihm vorher ſo fremd war, hatte ihm die Glücksſtimmung über Nacht beſchert. Schon Ende Februar ſchrieb er Clara: „Hier ſchicke ich Dir ein kleines Liedchen zum Troſt; ſing' Dir's leiſe, einfach, wie Du biſt. Bald ſchicke ich Dir mehr. Die vorigen Tage hab' ich einen großen Zyklus (zuſammenhängend) Heineſche Lieder ganz fertig gemacht. Außerdem noch eine Ballade „Belſazar“, ein Heft aus dem Weſt-Öſtlichen Diwan von Goethe; ein Heft von R. Burns (einem Engländer, noch wenig komponiert), dann auch zwei Hefte von Moſen, Heine, Byron und Goethe. Das gibt mit dem Zyklus ſieben Hefte. Sieh, iſt das nicht gut von mir? Und dann auch ein Heft vierſtimmiger, darunter eines für vier Frauenſtimmen, was wohl eigen klingen muß; ſie ſind meiſtens recht ſchwärmeriſch, die Texte. Wie

mir dies alles leicht geworden, kann ich Dir nicht sagen, und wie ich glücklich dabei war."

Ja er war glücklich. Und dieses Übermaß des Glückes dankt er der Braut, die jetzt eben endlich seine Frau geworden. Da er ihr die erste gedruckte Liedersammlung, den „Liederkreis" von Heine, schickt, spricht er es klar und deutlich aus, daß er, ganz erfüllt von ihr, diesen Gesang ausströmte, daß die Lieder nur der Widerhall ihrer Innigkeit und Wärme seien. „Wie ich sie komponierte, war ich ganz in Dir. Du romantisches Mädchen, verfolgst mich doch mit Deinen Augen überall hin, und ich denke mir oft, ohne solche Braut kann man auch nicht solche Musik machen." Das Entzücken nun, das Clara über die Lieder äußert, entzündet Roberts Genius aufs neue, und die vielen, vielen Tongedanken, die in seiner Phantasie weben, erhalten schnell Gestalt und Festigkeit.

Dem Heineschen „Liederkreis" und den „Myrten" folgen die Gesänge von Geibel, Chamisso, Kerner, Reinick, Eichendorff u. a. Die Krone des ganzen Glückstraumes bildet Chamissos „Frauenliebe und Leben". Clara war überselig, da sie den wundersamen Einfluß ihrer Nähe wahrnehmen durfte.

Und wie jubelte sie auf, als Robert sie bestürmte, mit ihm ein gemeinsames Werk der Welt darzubieten! Zwölf Gedichte aus Rückerts „Liebesfrühling" waren es. Sie tragen

den Titel: „von Robert und Clara Schumann.“ Drei der Gedichte sind von Clara geschaffen. Das war die Erfüllung ihres Traumes: Hand in Hand mit dem Geliebten zu wandeln, Geist in Geist mit ihm zu wirken.

Gar oft drängen sich Zweifel in ihre Seele, ob ihr Kunstverstehen mit Robert Schritt halten werde, ob sie nicht zu arm sei gegenüber dieser verschwenderischen Überfülle. Es ist ein herrlicher Wesenszug Roberts, die junge Frau in dieser Weise von der Zusage seiner Würdigung überzeugt zu haben.

Clara hatte ja von früh auf sich eifrig mit Kompositionen beschäftigt. Der Vater hatte ihr tüchtige Theorielehrer verschafft und Sorge getragen, daß sie eine sichere Grundlage der Komposition erhielt, vor allem die Technik des musikalischen Satzes voll beherrschen lernte. Schon im elften Jahre spielt sie Spohr eigene Kompositionen vor und erntet die Anerkennung des ernsten, großen Mannes. Klavierstücke, Lieder, ein Konzert mit Orchester, eine Ouvertüre werden in Angriff genommen. Sie gelangt schon bis op. 7 und findet die enthusiastische Aufmunterung Chopins.

Nachdem Schumann alle anderen Interessen aus ihrem Herzen verdrängt, verlangt sie seine sachlich strenge Kritik. Sie fürchtet sich vor seinem Urteil und beginnt nachdenklich zu werden, da sie sich immer mehr in Roberts bedeutende Schöpfungen vertieft. Robert hatte schon in

früher Zeit eine besondere Anerkennung ihrer schöpferischen Erfindungsgabe ausgesprochen, indem er als op. 5 Impromptus über ein Thema Claras komponierte. Sein Feuergeist aber blendet sie: „Bin ich bei Dir, dann denke ich nicht mehr an das Komponieren — ich wäre ein Tor!“ Und ein andermal: „Du fragst mich ob ich nichts komponiere; ich hab' ein ganz kleines Stückchen geschrieben, weiß aber nicht, wie ich es nennen soll. Ich hab' eine sonderbare Furcht, Dir etwas von meiner Komposition zu zeigen, ich schäme mich immer.“ Ihre Selbstkritik spielt ihr manchen Streich. Eben hat sie „eine glückliche Idee zu einer kleinen Romanze“, andern Tages ist sie „schon wieder nicht damit zufrieden“.

Als sie ihm nun einmal einige Kompositionen zur Beurteilung vorlegt, gibt es einen neckischen Streit. Zunächst gefällt Schumann ein Titel „Idylle“ nicht, er schlägt „Notturno“ oder „Heimweh“ vor; dann macht er allerlei Ausstellungen am Satz, am Bau. Nun ist Clara beleidigt, und Robert muß immer ein über das andre Mal wiederholen, wie ihm das Stück gefallen habe. „Du hast so gar zarte Motive oft. Du kannst wohl auch schwärmen, he? Aber mit der Durchführung hapert's bei Euch verliebten Mädchen; da habt Ihr allerhand Gedanken und Hoffnungen — schicke mir die Romanze gleich, hörst Du, Clara Wieck?“

Bei der Romanze ist Schumann nun vorsichtiger. „An Deiner Romanze hab' ich nun abermals von

neuem gehört, daß wir Mann und Frau werden müssen. Du vervollständigst mich als Komponisten wie ich Dich ... Deine Romanze gefällt mir immer mehr und mehr, namentlich der Gedanke im Allegro vom zweiten Takt an, der ist wie von Beethoven und höchst innig und voll Leidenschaft." Nun, mehr konnte Clara wirklich nicht verlangen. Beglückt widmet sie ihm die Romanze mit Geschwisterarbeiten als op. 11.

Jetzt aber wird ihre Muse schweigsam. War es doch die Furcht vor seiner Kritik, waren es die aufregenden Erlebnisse, die die Schuld trugen? In ihrem Tagebuch lesen wir: „Ich glaubte einmal das Talent des Schaffens zu besitzen, doch von dieser Idee bin ich zurückgekommen, ein Frauenzimmer muß nicht komponieren wollen — es konnte es noch keine, sollte ich dazu bestimmt sein? Das wäre eine Arroganz, zu der mich bloß der Vater einmal in früherer Zeit verleitete!"

Der Bräutigam muß sie immer aufs neue drängen, sie zum Komponieren anregen. Schließlich gibt er vor, er brauche dringend eine Musikbeilage für seine Zeitung und hofft sie damit zu kapern. „Clärchen, hast Du nichts für meine Beilagen? Denkst Du denn etwa, weil ich viel komponiere, kannst Du müßig sein. Mach' doch ein Lied einmal! Hast Du angefangen, so kannst Du nicht wieder los. Es ist gar zu verführerisch." Und wirklich, nach langem Sträuben entschließt sie sich.

Er hat ihr Rückerts „Liebesfrühling“ geschenkt, den sie in junger Ehe so recht von Herzen durchleben. Und da erwacht die schlafende Muse, langsam richtet sie sich auf und reckt sich in zartem Flügelschlage. Zu Roberts Geburtstage 1841 legt sie ihm vier Rückert-Lieder auf den Geschenktisch. Drei davon bindet er in den Strauß seiner neun Liederblüten: das Werk des in eins verschmolzenen Geistespaares zeigt sich der Welt.

Es fand reiche Anerkennung, die freudigste bei Rückert selbst, der dem jungen Paare seinen poetischen Dank entrichtet:

„Lang ist's, lang,
Seit ich meinen Liebesfrühling sang,
Aus Herzensdrang,
Wie er entsprang,
Verklang in Einsamkeit der Klang.

Zwanzig Jahr
Wurden's, da hört' ich hier und da
Der Vogelschar
Einen, der klar
Pfiff einen Ton, der dorther war.

Und nun gar
Kommt im einundzwanzigsten Jahr
Ein Vogelpaar,
Macht erst mir klar,
Daß nicht ein Ton verloren war.

Meine Lieder
Singt ihr wieder,

Mein Empfinden
Klingt ihr wieder,
Mein Gefühl
Beſchwingt ihr wieder,
Meinen Frühling
Bringt ihr wieder,
Mich, wie ſchön,
Verjüngt ihr wieder:

Nehmt meinen Dank, wenn euch die Welt,
Wie mir einſt, ihren vorenthält!
Und werdet ihr den Dank erlangen,
So hab' ich meinen mit empfangen."

Durch ſolche Anerkennung ermutigt, hat Clara denn auch in der Folge noch eine Reihe von Liedern komponiert, ſo „Sechs Lieder, der Königin von Dänemark gewidmet". Freilich mit dem Gatten konnte ſie nicht Schritt halten: dem ſtrömten die Lieder von den Lippen. „Er faßt die Texte ſo ſchön auf, ſo tief ergreift er ſie, wie ich es bei keinem anderen Komponiſten kenne, es hat keiner das Gemüt wie er!" Mußte bei ſolcher Anbetung nicht Chamiſſos „Frauenliebe" ein Erguß des eigenen Empfindens werden?

Und er ward. Kurz, des Liederſingens war kein Ende in dieſer wolkenloſen Sonnenzeit.

Aber der Widerhall bei der verſtändnistiefen Gattin weckte neuen, höheren Tatendrang. Es entſtand die erſte Symphonie, die jubelnde, frühlingsjauchzende B-Dur-Symphonie. Anfang 1843 ſchreibt Clara ins Tagebuch: „Wider die Abrede iſt es, daß ich dieſe

Woche das Buch führe, doch wenn ein Mann eine Symphonie komponiert, da kann man wohl nicht verlangen, daß er sich mit anderen Dingen abgibt — muß sich doch sogar die Frau hintenangesetzt sehen! Die Symphonie ist bald fertig; ich habe zwar noch gar nichts davon gehört, freue mich aber unendlich, daß sich Robert endlich auf das Feld begeben, wo er mit seiner großen Phantasie hingehört." Als echte Künstlerin wußte sie die unsichtbare Führung auf sich zu nehmen. Und wie dankt ihr der Mann diese Hingabe! „Ich könnte gar nicht fertig werden, wollte ich von allem Lieben erzählen, das mir Clara in dieser Zeit erwiesen, und mit so willigem Herzen. Unter Millionen hätte ich suchen können, die mir, wie sie, soviel Nachsicht, soviel Aufmerksamkeit schenkt . . . Meine nächste Symphonie soll ‚Clara' heißen, und ich will sie darin abmalen mit Flöten, Hoboen und Harfen."

Und so ging es weiter, aufwärts, in berückendem Schaffensdrang. Der ersten folgte bald die zweite, die dritte Symphonie.

Es keimte und blühte ohne Ende.

Und wie nach außen so nach innen. Das höchste Pfand der glücklichen Ehe war das Kind, das ihnen der Gott der Liebe bescherte. Am 1. September 1841 kam ein Mädchen zur Welt, das den Namen Marie erhielt.

Am Schlusse des Jahres sollte Clara auch wieder Gelegenheit finden, ihre Klavierkunst zu entfalten. Kein geringerer als Liszt bot den

Anlaß, indem er sie einlud, mit ihm sein Duo „Hexameron" zu spielen, „ein furchtbar brillantes Stück". Der geradezu taumelnde Erfolg drängte sie stürmisch zu weiteren Äußerungen ihres starken Talents.

* * *

Schon vor der Verheiratung waren Pläne zu gemeinsamer Kunstbetätigung geschmiedet worden. Eine Reise nach Rußland, nach Holland, ward besprochen und wieder aufgegeben. Endlich kam zu Claras großer Freude auf den Ruf des Weimarer Großherzogs die erste gemeinsame Kunstreise zustande. In der Goethe-Stadt dirigierte Robert seine erste Symphonie, während Clara ihren früher dort geernteten Lorbeeren neue hinzufügte.

Nach dem Erfolg an der Seite Liszts erschien Clara jetzt auch wieder öfter in Leipzig auf dem Konzertpodium. Mitte Februar 1842 trat sie mit Robert eine Kunstreise an, die nach Braunschweig, Bremen, Oldenburg führte. In Bremen tauchte sogar der Gedanke einer gemeinsamen Konzertfahrt nach Amerika auf. Sollten da nicht im Sturm Schätze zu gewinnen sein?

Aber ein Zwischenfall warf zunächst alle harmonischen Ideen über den Haufen. Robert hatte es peinlich empfunden, daß der Hof von Oldenburg Clara allein zu einem Konzert eingeladen und daß Clara diese Einladung angenommen hatte. Das Gelingen förderte ihre

Unternehmungsluſt, ſie beſchloß ihre Konzertreiſe bis Kopenhagen auszudehnen. Freilich ohne Mann, den die Geſchäfte nach Leipzig zurückriefen.

Wie ein Albdruck legte ſich der Gedanke dieſer Trennung auf Roberts überempfindſame Seele. Clara wollte nur das Beſte; ſie ahnte nicht, welchen Schmerz ſie ihm damit antat. „Warum ſollte ich nicht meinem Robert auch einmal mit meinem Talente ein kleines Scherflein ſpenden? Konnte mir das irgend jemand verdenken? und meinem Mann, daß er zu Haus zur Kleinen und zu ſeinen Geſchäften ging? Ich ſchlug meinen Plan Robert vor, vor dem er zwar erſchrak, endlich jedoch einwilligte, da ich ihm die Sache ſo vernünftig als möglich vorſtellte.“ Die innere Verſtimmung Roberts kam ihr bald zum Bewußtſein und nur die grenzenloſe Verehrung, die man ihr und ihrer Kunſt in Kopenhagen von allen Seiten entgegenbrachte, konnte ihr über dieſe Dornenerfahrung hinweghelfen.

Bis Magdeburg kam Robert der ſieggekrönten Gattin entgegen, Ende April waren ſie wieder in Leipzig vereint und beſchloſſen in Zukunft ſich nicht wieder zu trennen. Die Sorgen des Unterhalts ſchienen für den Augenblick beſeitigt durch die Ausſicht, die ſich Schumann als neuangeſtelltem Lehrer des von Mendelsſohn begründeten Konſervatoriums in Leipzig bot.

Es kamen wieder Tage der höchſten Schaffensfreude. Die herrliche Kammermuſik, das Orato-

rium „Paradies und Peri“ fanden ihren Weg zum Licht. Aber die finanziellen Sorgen wollten nicht weichen, zumal, wie sich bald herausstellte, Schumanns Natur nicht für pädagogische Arbeit geschaffen war. Nach manchem herben Nachdenken beschloß das Paar sein Heil in einer Kunstreise nach dem goldgesegneten Rußland zu suchen.

Nach einem Aufenthalt in Berlin ging es also 1844 nach Rußland. Dorpat, Riga, Petersburg, Moskau waren die Hauptstationen dieser an Eindrücken überreichen Fahrt. Hatte der musikalische Sieg auch den klingenden Erfolg nach sich gezogen, hatte die rührend liebevolle Aufnahme das Herz zum Überströmen gefüllt, so stärkten die überwältigenden Bilder Petersburgs und besonders Moskaus den Geist und spendeten Anregung von köstlicher Frische und Eigenart. Freilich fehlte auch diesen Glückstagen die Wolke nicht. Schumann erlitt unterwegs einen Krankheitsanfall, dessen auffallende Symptome melancholische Empfindungen auslösten. Aber die Wolke verflog, auch die bitteren Regungen, die Robert wieder bei den persönlichen Erfolgen Claras quälten, gingen vorüber.

Man fand sich Ende Mai im Leipziger Heim vereint. Clara hatte es mit strahlender Energie durchgesetzt, daß auch sie, neben Robert, ihre Zeit dem Unterricht an der Musikschule widmen durfte. Sie schien in ihrem Wirken und Wollen zu wachsen — da brach eine schwere Erkrankung des Mannes aufs neue den Lebens-

mut. Mitten in ſeiner raſtloſen Arbeit an den „Fauſt-Szenen“ hatte es ihn gepackt und ihn ſo ſchwer danieder geworfen, daß alle Gedanken dieſer neuen Sorge weichen mußten.

Es kamen ſchwere Tage für Clara, doppelt ſchwer, da ſich zu den körperlichen Leiden mit verſtärkter Gewalt die beklemmenden ſeeliſchen Depreſſionen einſtellten, die grauen Vorboten der ſpäteren Geiſteserkrankung.

Und wenn auch vorerſt noch niemand den kommenden ſchlimmen Gaſt argwöhnte, ſo mahnte doch eine ſchwere Unruhe zu außerordentlicher Vorſicht. Wie bewundernswert tapfer griff auch hier Clara ein! Sie rechnete darauf, daß eine veränderte Umgebung die Seelenmarter bannen werde und ſetzte es durch, daß man für einige Wochen nach Dresden überſiedelte.

Der zarte Frauenſinn, das übermenſchliche Feingefühl Claras hatten das Richtige getroffen. Wenngleich körperliche und ſeeliſche Leiden, die in Schumanns Natur ſchlummerten, bei dieſem ſeinem Zuſtand zum Ausdruck kamen, ſo lagen doch noch beſondere Gründe zur tieferen Verſtimmung vor. Das hatte das mitfühlende Frauenherz erkannt. War doch in dieſer Zeit Mendelsſohns Scheiden von Leipzig Tatſache geworden und überdies bei der Wahl des Nachfolgers, bei der Schumann ganz im ſtillen auch auf Berückſichtigung gerechnet hatte, ein Fremder, Gade, ans Gewandhaus berufen worden.

Zwei Wunden trafen Schumanns Herz mit

einem Schlag. Sein Ehrgeiz wurde durch diese Übergehung blutig gereizt. Weit tiefer ging ihm aber der Schmerz der Trennung von Mendelssohn. In den Jahren von Mendelssohns Wirken in Leipzig hatten sich die beiden Musiker zu unzähligen weihevollen Stunden zusammengefunden, und wenn auch nicht eine echte, tiefe Freundschaft der Seelen sich bildete, eine Freundschaft in gemeinsamer hoher Begeisterung für das Schöne verband die Künstler und ward ein Teil ihres Lebens.

Besonders für Schumann, den stillen, weltabseits wirkenden Meister, war diese Freundschaft Lebensbedürfnis geworden. Mendelssohn, der draußen in der großen Welt lebte, der immer höher von Erfolg zu Erfolg emporstieg, kam wohl schneller darüber hinweg. Wie sehr aber auch Mendelssohn das Schumannsche Ehepaar schätzte und ehrte, mag ein kleines Erlebnis bestätigen, das sich in Dresden abspielte. In einer kunsterwählten Gesellschaft hatten sich Schumanns und Mendelssohn zusammengefunden und dieser war aufgefordert worden, die F-moll-Sonate von Beethoven vorzutragen. Er fand sich bereit, die beiden ersten Sätze zu spielen, fügte aber hinzu, den letzten könne er nicht spielen, den müsse Frau Schumann spielen. Und wirklich wußte er es mit feinfühliger Geschicklichkeit zu erreichen, daß Clara den Schlußsatz übernahm und mit der rühmenden Anerkennung gewissermaßen den Lohn einer über ihn hinausragenden Ehrung gewann.

Ein hübſcher Zug Mendelsſohns, der zur Genüge die Hochachtung vor Claras Künſtlerſchaft darlegt. Daß für ſie und noch mehr für ihren Mann Mendelsſohns Scheiden von Leipzig einen ſchweren, unverwindbaren Verluſt bedeutete, empfand Clara mit dem ſicheren Inſtinkt, der Frauen eignet. Sie riet in Anbetracht der kritiſchen, durch die Krankheit doppelt kritiſchen Lage zu einem energiſchen Schritt, zur Aufgabe Leipzigs.

Zum neuen Wirkungskreis ward Dresden gewählt. Hatte ſie die Jahre in Leipzig der große kunſtſympathiſche Freundeskreis gebannt, ſo lockte ſie in Dresden — die Einſamkeit. Sie wollten ſich ſelbſt und ihrer Arbeit leben. Mochte der Umſtand, daß Vater Wieck ſeit 1840 in Dresden wirkte, den zufälligen Anlaß zum erſten Dresdener Beſuch gegeben haben, den Grund zu der Überſiedlung bildete er ſicher nicht. Zwar hatte ſich Wieck ſchon Ausgang 1843 mit Schumann äußerlich ausgeſöhnt, ein Ereignis, das Claras Kindesliebe außerordentlich wohl tat, von einer wirklichen Annäherung, einer dauernden Beziehung konnte aber doch kaum die Rede ſein. Die Ideen der Männer, als Menſchen und als Künſtler, gingen zu weit auseinander. Und in der Tat ſtellte ſich bald nach der Überſiedlung wieder eine Spannung ein, die ein intimes Familienleben von ſelbſt verbot. Selbſt Clara, die ſonſt immer gern bereit war, für ihren Vater einzutreten, konnte ihm in vielen Dingen nicht recht geben und demnach nicht zu dauerndem familiären Verkehr raten.

Nachdem sich Schumann körperlich erholt hatte, fand sich bei dem stillen Paar langsam ein kleiner Kreis sympathischer Persönlichkeiten ein. Die Vertrautesten waren der Maler Eduard Bendemann und sein Schwager Julius Hübner. Mit Befriedigung vermerkt Clara: „Bendemann interessiert sich besonders sehr für Roberts Kompositionen und gibt sich viel Mühe, sie ganz zu verstehen, was mich immer sehr freut; auch Hübner ist ein aufmerksamer Zuhörer. So sind hier die kunstsinnigsten Leute diese Nichtmusiker, die mir aber lieber sind als alle die Dresdener Musiker zusammen."

Mit Richard Wagner, der damals an der Dresdener Hofoper wirkte, trafen sich die Schumanns nur flüchtig. Ihre Ideale waren zu grundverschieden. Viel näher stand ihnen die Kunstrichtung Ferdinand Hillers, der in Dresden Abonnementskonzerte einrichtete und dadurch das Musikleben wesentlich förderte. Lockte doch schon das erste Konzert den damals vierzehnjährigen Joachim nach Dresden. Auch Hans von Bülow besuchte Schumann. Als aber Jenny Lind, die schwedische Nachtigall, in Dresden erschien, erlebte Clara wieder einen sonndurchglühten Freudentag.

„Ihr Gesang kommt aus dem Innersten des Herzens, es ist kein Effekthaschen und keine Leidenschaft, die gleich packt, die aber tief ins Herz dringt, eine Wehmut und Melancholie in ihrer Art zu singen, die einen in Rührung ver-

ſetzt, man mag wollen oder nicht. Für den erſten Augenblick mag die Lind manchem kalt erſcheinen, was ſie aber keineswegs iſt und was nur in der Einfachheit ihres Geſanges liegt; von ihr hört man kein Heulen, kein Schluchzen und Zittern der Töne, überhaupt keine Unart. Alles iſt ſchön, wie ſie es macht. Ihre Koloratur iſt die vollendetſte, die ich je gehört. Nach dem Konzert war zu Ehren der Jenny Lind ein großes Souper bei Dr. Freges. Hier gewann ich Jenny Lind doppelt lieb durch ihr anſpruchloſes, ich möchte faſt ſagen, zurückhaltendes Weſen; man merkte kaum, daß ſie da war, ſo ſtill war ſie — ſie iſt, mit einem Worte, ein ebenſo originelles Weſen, als ſie ein großes Geſanggenie iſt."

Wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten vereint ſich bei Clara mit dem Kunſturteil auch das Urteil über den Menſchen, und ſie ſteht nicht an zu bemerken, daß ihr die Künſtlerin doppelt liebenswert erſchien, weil ſie in ihr zugleich eine „liebe natürliche Perſönlichkeit kennen lernte". Auch eine andere Meiſterſängerin, die berühmte Schröder-Devrient, trat damals in den Schumannſchen Kreis. Mit ſeinem Liederzyklus „Frauenliebe und Leben" hatte ſie ſich in Claras Herz geſungen, und als ſie ihr dann in inniger Freundſchaft das trauliche „Du" anbot, war Clara überglücklich über dieſe ſeeliſche Verſtändigung.

* * *

Die Dresdener Jahre (1844–50) bedeuten für Clara wohl den Zenit ihres Heldentums. Wenn wir nämlich dies Heldentum so auffassen, wie es in Wahrheit aufzufassen ist: als die unerhört kühne und tapfere Verschmelzung der Pflichten, die ihr als Künstlerin, Gattin und Mutter von Natur und Schicksal übertragen waren. Die vollendete harmonische Vereinigung dieser oft widerstreitenden Aufgaben, die nie erlahmende Kraft in der Ausführung und die geniale Größe der Haltung in der Verwirklichung dieser Aufgaben — das ist eine Tat, die nur einem Menschen von geistiger Überlebensgröße gelingen kann.

Schumann sucht mit banger Unrast nach einer regulären künstlerischen Betätigung, sie weiß seine Pläne bei Übernahme der von Hiller inaugurierten Konzerte, bei der Nachfolge seines Amtes als Leiter der Singakademie zu fördern, zu realisieren. Schumann drängt es zu neuen schöpferischen Arbeiten, ins fremde Gebiet der Oper, der weltlichen und geistlichen Chorwerke. Sie folgt ihm verständnisinnig durch die verschlungenen Pfade neuer Tongewalten und weiß durch ihre Lernbegier sein Lehrfreude zu heben, ihm seine Studien durch ihr hingebendes Mitarbeiten zu versüßen.

Ja, sie bringt es fertig ihn glauben zu machen, daß sie all dies aus rein persönlichem, gewissermaßen egoistischem Interesse tut, indem sie seinen Orgelfugen, Klavierfugen und Stücken für den Pedalflügel ihre Präludien und Fugen (op. 16)

an die Seite rückt, indem sie seinen zwei Klaviertrios op. 63 ein eigenes Klaviertrio op. 17, seinen zahllosen Liedern, den Romanzen und Balladen für gemischten Chor, den Romanzen für Frauenstimmen, dem Advent-Lied, dem Neujahrs-Lied, dem „Requiem für Mignon" eigene Liedsachen gegenüberstellt und so in jeder Phase geistig mit ihm Schritt zu halten, tapfer mit zu streiten sich bemüht. „Heute begannen wir," schreibt Clara am 23. Januar, „kontrapunktische Studien, was mir trotz der Mühe viel Freude machte, denn ich sah, was ich nie möglich geglaubt, bald eine selbstgemachte Fuge und sah bald mehrere, da wir die Studien regelmäßig alle Tage fortsetzten. Ich kann Robert nicht genug danken für seine Geduld mit mir und freue mich doppelt, wenn mir etwas gelingt, das er dann doch als sein Werk ansehen muß. Er selbst geriet aber auch in eine Fugenpassion, und bei ihm sprudelt es von schönen Themen, deren ich bis jetzt noch nicht eines finden konnte."

Und dies alles in einer Zeit, in der die Mutterpflichten schon an sich die höchsten Anforderungen stellten. Vier Kindern schenkt sie in fünf Jahren das Leben. Nicht ohne Sorge denkt sie an ihre Zukunft; aber Roberts zuversichtliche Abwehr „Kinder sind Segen" läßt sie doppelt mutig die schwere Prüfung tragen. Von den drei Knaben muß sie den 1846 geborenen Emil schon nach einem Jahr wieder hingeben; die beiden andern zieht sie mit der 1845 ge-

borenen Julie ſtolz und tapfer groß. Und bei all den Mühen in dem von lärmenden Plappermäulchen erfüllten Heim erlahmt ſie keinen Augenblick in der Sorge um den Gatten, deſſen ſchwankende Geſundheit gerade in den Jahren viel Aufregung und Kummer brachte.

Sie findet nicht nur immer Zeit, wenn es not tut, ihn auf kleinen Erholungsreiſen zu begleiten, die Reiſen aufs Land, ins Seebad Norderney zu ermöglichen, ſie berät ſich mit den Ärzten und greift ſelbſt wacker zu und iſt über die Maßen beglückt, da es ihr endlich gelingt, den tückiſchen Feind noch einmal energiſch zu bannen. Dieſe ganzen Krankheitserſcheinungen weiſen unzweideutig auf das ſpätere Leiden hin, das Schumanns Geiſt ſo grauſam umnachtete und ſchließlich ſeinem Leben allzufrüh ein Ziel ſetzte. Doch dürfte nach neueren mediziniſchen Feſtſtellungen nicht Geiſteskrankheit im eigentlichen Sinne angenommen werden, ſondern vielmehr ein infolge unmenſchlicher Überanſtrengung verheerend auftretender und bis zur Vernichtung um ſich greifender Verbrauch der Nerven die letzte Urſache des Leidens ſein.

Und da iſt es wieder das grauſam und anſpruchsvoll heranflutende Leben, das dem Komponiſten neben all den aus innerem Schöpfungsdrang geborenen Kompoſitionslaſten noch die nagende Sorge um den Broterwerb, um die tägliche Nahrung aufbürdete. Er kann ſich nicht Genüge tun an den Arbeiten, zu denen ſein

Genie ihn treibt, der Oper „Genoveva", Byrons „Manfred" und Goethes „Faust" — die Sorge nötigt ihm auch die zahllosen Schöpfungen des Tagesbedürfnisses ab, Gelegenheitswerke, die er für seinen Chor, für seinen Verein, für seine Verleger, kurz für seine Brotgeber auf den Markt werfen mußte.

Die Fülle der Gesichte in diesen Jahren ist schier unergründlich. Für das eigene Heim, die Familie schreibt er daneben noch das „Album für die Jugend", die vierhändigen „Bilder aus Osten", für Freunde und Gönner das „Spanische Liederspiel", das „Deutsche Minnespiel" usw. Auch das Sturmjahr 1848 findet ihn bereit, nicht mit dem Schwert in der Faust, nein, mit dem Notengriffel in der Hand: einige feurige Märsche und Freiheitslieder sind der Tribut, den er den Idealen der Zeit abträgt.

Und überall hat Clara ihre milde, stützende und fördernde Hand, überall weiß sie durch Wärme und Güte die Keime zu kräftigen, die Knospen zum Blühen zu bringen. Aber bei all diesen unerschöpflichen Taten der Frau und Mutter rastete auch die Künstlerin niemals. Von Dresden aus wirkte sie in so manchem vornehmen, dem Besten geweihten Konzert mit und konnte sogar in all dem häuslichen Heldentum noch sich aufraffen, 1846 an der Seite ihres Robert eine Konzertreise nach dem noch in so goldener Glanzerinnerung strahlenden Wien zu unternehmen. Sie dachte dabei zunächst wieder-

um nicht an ſich und ihren Künſtlerruhm; ihr ſehnlicher Wunſch war, Roberts Werke in Wien, in Öſterreich einzuführen, ſeiner Kammermuſik, nicht zuletzt ſeinem herrlichen Klavierkonzert, zum Sieg zu verhelfen.

Doch der Sieg wollte ſich diesmal nicht an ihre Ferſen heften. Das Wien, das ihr neun Jahre früher gehuldigt wie einer Königin, blieb kalt und ſtumm. Roberts Werke begegneten bei der Maſſe einer lauen Aufnahme, und auch ihr Spiel lockte nicht mehr das Publikum wie einſt. In dieſer mißlichen, auch finanziell ungünſtigen Lage mußten ſie ihrer Freundin Jenny Lind doppelt dankbar ſein, daß ſie ihrem vierten Konzert eine beſondere Anziehung verlieh und mit dem Gewinn des Abends ihnen nicht nur die ganzen Koſten der Reiſe, ſondern noch einen Überſchuß von dreihundert Talern beſcherte. Das ganze Kunſtleben Wiens hatte die Schumanns abgeſtoßen. Nur ein kleiner Kreis der Vertrauten, Hanslick an der Spitze, bot ihnen edlen Erſatz für die Enttäuſchung.

Wie Hanslick, der muſikaliſche Diktator Wiens, Claras Spiel einſchätzte, erfahren wir aus ſeiner Kritik, die bei aller dithyrambiſchen Huldigung doch ſtreng ſachlich und fachlich bleibt:

„Der Eindruck, den Frau Clara Schumann hervorbringt, äußert ſich vorwiegend als jene reine Befriedigung, deren wir uns bei der harmoniſchen und maßvollen Darſtellung eines idealen Vorwurfs bewußt werden. Clara Schumann gibt

mit ihrem Spiel eine vollkommene Reproduktion jedes Tonwerkes, das sie im großen und ganzen aufgenommen, im feinsten Detail durchforscht hat und nun treu im Sinne des Tondichters wiederbelebt. Das echt künstlerische Unterordnen der eigenen Subjektivität unter die Absicht des Tondichters achtet Clara Schumann als unverbrüchliches Gesetz. In diese höhere Absicht mit verwandtem Sinne einzudringen, ist ihr dafür auch gegeben wie wenigen. Mit den ersten Tonspielen S. Bachs und Beethovens aufgewachsen hat sich unsere Künstlerin in den Gedankenkreis der höchsten Musikdichter längst so eingelebt, daß sie nur mehr tiefere Schönheiten dort findet, wo wir anderen vor Rätseln stehn. Als junges Mädchen schon stellte sich Clara Wieck dem flachen Getändel der Virtuosität abseits und verkündete eine der ersten das Evangelium der strengen deutschen Meister. Dennoch erstarrte sie nicht in der Einseitigkeit einer Schule: die poetischen Epigonen Schubert, Chopin, Schumann und vor allem Henselt wurden von der jungen Pianistin zu einer Zeit dem Publikum zugänglich gemacht, wo das anbrechende Licht dieser Namen noch matt und unsicher glänzte . . .

„Clara Schumann würde nicht nur die größte Pianistin, sie müßte der erste Pianist heißen, wäre nicht das Maß ihrer physischen Kraft durch das Geschlecht beschränkt . . . Wir erinnern beispielsweise an Rubinstein und Dreyschock, deren gewaltigeren Anschlag ihnen im Vergleich zu

unſerer Virtuoſin auch gewaltigere Wirkungen ſichert ... Streicheln und drücken kann uns das weichſte Händchen, packen nur eine Fauſt."

Über Brünn und Prag ging's nach Dresden zurück. Eine kurze Reiſe nach Berlin, wo man erfolgreiche Konzerte gab und mit teilnehmenden Freunden ſich künſtleriſch ausſprach, ließ die Schumanns doppelt fühlen, was ihnen in Dresden fehlte. Auch ein Beſuch in Roberts Vaterſtadt Zwickau brachte angenehme Abwechſlung, zumal ſeine Landsleute ſich nicht genug tun konnten, ihn und ſeine Gattin mit Ehren zu überhäufen.

Einen jähen Schreck brachte die Nachricht von Mendelsſohns ſchwerer Erkrankung und Tod. Schumann kam von der Leichenfeier tief erſchüttert zurück und bemühte ſich doppelt, in der Arbeit die trüben Gedanken zu erſticken. Er beſchloß neben der Liedertafel, dem Männerchor, jetzt einen Verein für gemiſchten Chor ins Leben zu rufen, der im Januar 1848 auch zuſtande kam, da ſich ſchnell über hundert Mitglieder gemeldet hatten.

So ließ ſich alles wieder gut an und auch Clara war wieder voll roſigſter Laune, zumal ſie durch kräftiges Mitanfaſſen auch der materiellen Lage aufzuhelfen wußte: „Ich gebe faſt jeden Tag zwei Stunden. Es iſt doch ein gar angenehmes Gefühl, täglich etwas zu verdienen." Die Oper „Genoveva", die Robert mit Beginn des Jahres 1848 in drängendem Sturm aufnahm, füllte jede freie Minute aus, und da er, der

keine Schonung gelten laſſen wollte, ſelbſt die Nächte zu Hilfe nahm, mußte er bald wieder mit einer Erſchlaffung der Nerven ſeine Arbeitswallung büßen.

In wechſelnder Stimmung, nach außen und nach innen, gingen das Sturmjahr 48 und der Dresdener Mai-Aufſtand vorüber. Schumann ſchien nur rein künſtleriſch an dieſen Ideen teilzunehmen, aber die ſchweren Berliner und Dresdener Stürme brachten doch auch dem ſtillen Hauſe einen eigenen Widerhall, den das Tagebuch Claras nicht ohne ſtarke Erregung verzeichnet. Aber die künſtleriſchen Intereſſen triumphierten. Eine Reiſe nach Hamburg Anfang 1850 brachte ihnen als Hauptgewinn die warme Freundſchaft von Jenny Lind. Daneben durch ihre Mitwirkung in einem Konzert einen Reingewinn von achthundert Talern.

Eigentlich hatte die Reiſe der Oper „Genoveva" gegolten, für deren Annahme Robert bei vielen Bühnen anklopfte. Endlich kam eine Aufführung in Leipzig zuſtande, der die Schumanns in geſpannter Erwartung beiwohnten. Die Vorbereitungen hatten große Aufregung gebracht; der Erfolg ſchien erſt ein wenig begrenzt, ſteigerte ſich aber von Vorſtellung zu Vorſtellung. Als Schumann herausgeklatſcht wurde, war Clara ganz außer ſich vor Rührung und Entzücken: „Ich hätte mögen weinen vor Freude, wie er da hervorkam, ſo anſpruchslos und einfach; kam er mir je liebenswürdig vor, ſo war es in

dieſem Augenblick, wie ein rechter Künſtler und Menſch."

Aber je mehr Robert außerhalb Dresdens gefeiert wurde, um ſo ſtärker verdichtete ſich bei ihm das Bewußtſein, daß er in Dresden nicht auf dem richtigen Platz ſtand, daß er dort nicht die Stellung und das Anſehen hatte, die ihm gebührten. Nachdem auch ſeine Hoffnung auf die nach Wagners Exilierung frei gewordene Theater-Kapellmeiſter-Stelle vernichtet war, ſtand bei ihm der Entſchluß feſt, Dresden zu verlaſſen. Nur die erſte ſich bietende Gelegenheit mußte abgewartet werden.

Und ſie bot ſich. Hiller, derſelbe, deſſen Amt Schumann in Dresden übernommen hatte, verließ ſeinen inzwiſchen innegehabten Poſten eines ſtädtiſchen Muſikdirektors in Düſſeldorf, um nach Köln zu gehen, und hatte Schumann als ſeinen Nachfolger vorgeſchlagen. Die Wahl fiel auf ihn, und Schumann griff freudig zu.

Am 1. September 1850 — nach einer ehrenvollen Abſchiedsfeier — verließ man Dresden und langte am 2. abends in Düſſeldorf an.

* * *

Da war man alſo im Rheinland, in der ſchönen vielgeprieſenen Gegend, unter den in der ganzen Welt ſo wohlgelittenen Menſchen der weſtlichen Heimat.

Was für Hoffnungen hatte man nicht auf dieſen Tauſch geſetzt! Aber ließ ſich auch der

Clara Schumann.

Copyright by Elliott & Fry, London.

Empfang, der den Ankommenden bereitet wurde, insbesondere die festliche Aufnahme durch den Konzertverein sehr hübsch an, der Eindruck war doch nichts weniger als freundlich. Einmal hatte der Umzug mit der großen Familie ungeheure Kosten verursacht, so daß Clara seufzte: „Noch nie haben mich die materiellen Sorgen so gequält als jetzt, dazu der Umstand, daß ich nichts verdiene;“ dann aber wollten ihnen die ganzen Lebensbedingungen, vor allem die Wohnungsverhältnisse in Düsseldorf gar nicht zusagen.

Ihre ganze Zeit hatte Clara auf das Aufsuchen einer netten, gemütlichen Wohnung und deren Einrichtung verwandt, um sich am Ende sagen zu müssen, daß sie ihren Robert „nicht einmal im Besitz eines behaglichen Stübchens sehen sollte“. In knapp zwei Jahren des Düsseldorfer Lebens zogen die Schumanns nicht weniger als fünfmal um. Clara dachte nie an sich, auch nicht an die Kinder, die sich ja in die Verhältnisse noch leichthin schicken konnten, sondern nur an Robert, dem sie alles aus dem Wege zu räumen suchte, was seiner Behaglichkeit, seiner freien Bewegung und Entfaltung hinderlich schien.

Da wurde, nach langen vergeblichen Mühen, Claras Haushalts-Fürsorge endlich in der ersehnten Weise belohnt. Endlich hatte man, was man brauchte: „Roberts Zimmer ist sehr freundlich und still gelegen, so daß er wie in einem Kästchen sitzt. Die größte Annehmlichkeit ist noch die, daß ich mein Studierzimmer im zweiten Stock

habe, wo Robert nichts hören kann. Zum ersten Male nach unserer Verheiratung treffen wir es so glücklich!"

Aber nicht nur die Wohnweise, auch die Gesellschafts- und Umgangsformen waren den Schumanns anfangs sehr befremdend. Clara erfreute sich zwar an der lustigen und ungezwungenen Weise der Damen, glaubte aber doch feststellen zu müssen, daß diese zuweilen die Grenzen der Weiblichkeit und des Anstands überschreiten. In der Kunst erkannte sie den Enthusiasmus der Düsseldorfer an und den guten Willen, das Schöne zu verstehen. Freilich im Konzertverein war die Lebhaftigkeit des rheinischen Temperaments oft lästig und störend: „Zum Schwatzen haben sie immer Leben genug, zum Singen aber nicht. Die Leute betragen sich manchmal, daß sie wirklich verdienen, wie Schulkinder behandelt zu werden." Robert hielt es oft nicht aus und lief davon, um freilich nach einiger Zeit zu den inzwischen ruhiger gewordenen Scharen zurückzukehren. Clara hatte viel durch ihre zarte, verständnisvolle Art auszugleichen.

Trotz dieser äußeren Schwierigkeiten ließ sich das Musikalische recht gut an. Ein guter Chor, ein treffliches Orchester standen Schumann zur Verfügung; auch sonstige künstlerische Anregung, Kammermusikspiel und Gesang, schien sich anzubahnen — aber eine wirkliche innere Fühlung zwischen den Schumanns und den Düsseldorfern wollte doch nicht zustande kommen. Schon am

Schlusse des ersten Winters bildete sich eine Spannung im Verein, die teils auf künstlerische, teils auf persönliche Ursachen zurückging. Es ist schwer, ja unmöglich festzustellen, wen die Schuld traf — die Spannung war da, und sie ließ sich nicht mehr beseitigen.

Daß man Schumanns Künstlerschaft sehr hoch schätzte und würdigte, bewies die enthusiastische Aufnahme seiner Werke. Der persönliche Verkehr mit Schumann, wie er in einem Dilettantenverein sich anbahnt, mag nicht allzu leicht gewesen sein. Und da selbst die Darbietungen des Vereins sich nicht in aufsteigender Linie zu bewegen schienen, so folgte auf Ärger Zank und schließlich Zerwürfnis. Niemand litt mehr unter diesen bitteren Erfahrungen als Clara, die es mit blutendem Herzen mit ansehen mußte, wie man ihren Mann nach und nach aus seiner Stellung verdrängte. Erst gab man ihm einen Adjutanten, dann einen Vertreter und schließlich trieb man ihn in die zweite Position. Schumann erklärte, seine Tätigkeit unter diesen Umständen, die einen Kontraktbruch bedeuteten, kurzerhand einzustellen. Mochte auch für kurze Zeit noch einmal ein Waffenstillstand zustande kommen, auf die Dauer war das Verhältnis unerträglich.

So wurde das Düsseldorfer Leben stark beschattet durch innere und äußere Störungen, die naturgemäß den schwachen Gesundheitszustand Schumanns immer mehr gefährdeten. Daß die Schöpferkraft nicht mehr Leistungen der früheren

Bedeutung herzugeben vermochte, das erſehen wir aus den Arbeiten der Düſſeldorfer Zeit, die zwar quantitativ ſich noch zu ſteigern ſchienen, qualitativ aber ſtärker und ſtärker zurücktraten. Es iſt auffallend, aber gerade für die blind hingebende Liebe Claras bezeichnend, daß ſie dieſe künſtleriſche Umwandlung nicht fühlte, daß ſie auch abſonderliche pſychiſche Erſcheinungen nicht weiter beunruhigten. Es ſei nur auf eine ſeltſame Neigung Schumanns hingewieſen, die in den Düſſeldorfer Jahren einen dämoniſchen Einfluß gewann — das Tiſchrücken! Er trat ſchon in eine faſt perſönliche Beziehung zu dem Tiſch, dem Weſen des Tiſches, den er mit einem „neuen Gewand“ beſchenkte, einer Decke, mit dem er trauerte und lachte.

Es war ein Glück für Clara, daß ſie dieſe Dinge von der leichten Seite nahm. Überhaupt ſcheint der Optimismus ihres Empfindens gerade in der Umgebung des Rheinlandes ſtarke Unterſtützung, ihre glückliche Lebensauffaſſung in der dortigen Natur reiche Nahrung gefunden zu haben. Schon die Lage Düſſeldorfs, die Nähe des herrlichen Rheintals, der ſchönen Gebirge ſprachen ein Machtwort mit. Und als ſie gar an der Seite Roberts ein paar größere Reiſen nach Bonn, Heidelberg, Baden-Baden, in die Schweiz, nach Belgien und Holland machen konnte, da war ihr wie durch ein Zauberwort das Paradies erſchloſſen. Die Schweiz mit ihren Schneeriefen, ihren träumenden Seen, hatte es

ihr völlig angetan. Das war „die ſchönſte Reiſe, die Robert mit mir gemacht".

Ein voll ſtrahlender Sonnenſchein leuchtete auf die ganze Familie herab, als Robert und Clara ſich zu ihrem vierzehnten Hochzeitstag rüſteten. „Kann ein Hochzeitstag wohl ſchöner ſein als mit einem geliebten und liebenden Mann zur Seite und ſechs muntern, wohlgeſtalteten Kindern um uns! Dankerfüllt iſt mein Herz für all den reichen Segen."

„Möge uns der Himmel noch lange dies Glück erhalten!" heißt ihr Gebet, das nach oben dringt. Und kurz darauf ſagt ſie aufs neue: „Dank dem Himmel für das große Glück, womit er mich überſchüttet. Es klingt vielleicht übermütig, wenn ich es ſage, doch iſt es denn nicht wahr, bin ich nicht das glücklichſte Weib auf der Erde?" Und dieſes „glücklichſte Weib" ſollte das Schickſal mit den größten Grauſamkeiten heimſuchen.

Wie konnte ſie ahnen, daß dieſe Familienfeſte die letzten waren, die ſie mit Robert gemeinſam in froher Laune feiern ſollte! Schon hatte der Geiſt der Dunkelheit ſeine drohende Hand nach ihm ausgereckt, und es war nur eine Frage von Monaten, wann Schumanns Freudenſeele dem Dämon der Finſternis verfiel. Aber die Monate waren noch voll von Licht, von ſtrahlendem Glück.

Eine gemeinſame Kunſtreiſe nach Utrecht, Haag, Rotterdam und Amſterdam brachte ſo un-

unterbrochene, unermeßliche Huldigungen, daß sich das Paar wie ein gekrönter Sieger auf dem Triumphzug vorkam. Clara wurde als Pianistin mit Blumen und Lorbeerkränzen überschüttet, und Robert konnte erfahren, wie weit sein Komponistenruhm gedrungen war, wie sich auch die Bürger einer fremden Nation an den Gaben seines Feuergeistes entzündeten.

Zu diesem Glück rauschender Triumphe gesellte sich in den Monaten die Freude einer neuen Freundschaft, deren Wärme und Größe alle Beteiligten wie mit Zauberkraft emporhob. „Dieser Monat brachte uns eine wunderbare Erscheinung in dem zwanzigjährigen Komponisten Brahms aus Hamburg. Das ist wieder einmal einer, der kommt wie eigens von Gott gesandt! — Er spielte uns Sonaten, Scherzos usw. von sich, alles voll überschwenglicher Phantasie, Innigkeit der Empfindung und meisterhaft in der Form. Robert meint, er wüßte ihm nichts zu sagen, das er hinweg- oder hinzutun solle. Es ist wirklich rührend, wenn man diesen Menschen am Klavier sieht mit seinem interessant jugendlichen Gesichte, das sich beim Spielen ganz verklärt, seine schöne Hand, die mit der größten Leichtigkeit die größten Schwierigkeiten besiegt (seine Sachen sind sehr schwer), und dazu nun diese merkwürdigen Kompositionen."

Joachim war ja schon früher in ihren Kreis getreten. Aber erst jetzt kam man sich näher, erst jetzt konnte sich Seele in Seele schauen,

und in dem festen Eindruck, daß kein Arg, kein Falsch der Freundschaft drohe, konnten die Herzen ein Bündnis schließen, das alle Stürme des Lebens überdauerte. Brahms war zwanzig, Joachim zweiundzwanzig Jahre alt. Diese feurigen, kunstdurchglühten Jünglinge, die es als eine Glücksfügung des Himmels betrachteten, in das Haus Robert Schumanns gelangt zu sein, in dem sie so freudige Aufnahme fanden, sollten Clara bald Stütze und Tröster werden.

Noch der Anfang des Jahres 1854 ließ sich sehr vielversprechend an. Ein Konzert in Hannover brachte Clara Ehren und daneben wieder das ungetrübte Vergnügen eines herzlichen Zusammenseins mit Joachim und Brahms. Robert hatte in dieser Zeit einmal der Musik den Rücken gekehrt; er beschäftigte sich mit einer Sammlung von Aussprüchen berühmter Dichter und Denker über Musik. Von Shakespeare, Goethe, Schiller ausgehend, sollte sich dieser „Dichtergarten" bis in die Zeit Jean Pauls, Rückerts, Grillparzers erstrecken.

Da kam Anfang Februar die lange drohende Krankheit mit düsterer Gewalt über Roberts Haupt. Gehörstäuschungen und Wahnvorstellungen erzeugten Angstzustände, die Clara in ihrer opfertreuen Liebe völlig zur Verzweiflung trieben.

„Freitag, 17., nachts, als wir nicht lange zu Bett waren, stand Robert wieder auf und schrieb ein Thema auf, welches, wie er sagte, ihm die Engel vorsangen; nachdem er es beendet,

legte er ſich nieder und phantaſierte nun die ganze Nacht, immer mit offenen, zum Himmel aufgeſchlagenen Blicken; er war des feſten Glaubens, Engel umſchweben ihn und machen ihm die herrlichſten Offenbarungen, alles das in wundervoller Muſik; ſie riefen uns Willkomm zu, und wir würden beide vereint, noch ehe das Jahr verfloſſen, bei ihnen ſein ... Der Morgen kam und mit ihm eine furchtbare Änderung! Die Engelſtimmen verwandelten ſich in Dämonenſtimmen mit gräßlicher Muſik; ſie ſagten ihm, er ſei ein Sünder, und ſie wollten ihn in die Hölle werfen, kurz, ſein Zuſtand wuchs bis zu einem förmlichen Nervenparoxysmus; er ſchrie vor Schmerzen (denn wie er mir nachher ſagte, waren ſie in Geſtalten von Tigern und Hyänen auf ihn losgeſtürzt, um ihn zu packen), und zwei Ärzte, die glücklicherweiſe ſchnell genug kamen, konnten ihn kaum halten. Nie will ich dieſen Anblick vergeſſen, ich litt mit ihm wahre Folterqualen. Nach etwa einer halben Stunde wurde er ruhiger und meinte, es laſſen ſich wieder freundlichere Stimmen hören, die ihm Mut zuſprechen. Die Ärzte brachten ihn zu Bett, und einige Stunden ließ er es ſich auch gefallen, dann ſtand er aber wieder auf und machte Korrekturen an ſeinem Violoncellkonzert, er meinte dadurch etwas erleichtert zu werden von dem ewigen Klange der Stimmen. Sonntag, den 19., brachte er im Bett zu unter großen Qualen der böſen Geiſter! Daß wirklich überirdiſche und unterirdiſche

Menſchen ihn umſchwebten, ließ er ſich durchaus nicht ausreden; wohl glaubte er, wenn ich ihm ſagte, er ſei ſehr krank, ſeine Kopfnerven furchtbar überreizt, aber von dem Glauben an die Geiſter brachte ich ihn keinen Augenblick ab, im Gegenteil ſagte er mir mehrmals mit wehmütiger Stimme: Du wirſt mir doch glauben, liebe Clara, daß ich dir keine Unwahrheiten ſage! Es blieb mir nichts übrig, als ihm ruhig zuzugeben, denn ich regte ihn durch Zureden nur noch mehr auf."

* * *

Das Unglück war da, es ließ ſich nicht mehr zurückdämmen. Der Dämon nahm grauſig Beſitz von der künſtleriſchen Idealgeſtalt und ſprengte mitleidslos dieſe Ehe, die, mit ſolchen Opfern erkauft, in reinſter edelſter Harmonie zwei Herzen verband, wie ſie großdenkender, hingebender kaum gefunden werden dürften. Die zwei Jahre, die Robert noch wie ein Schatten unter den Lebenden wandelte, geſtalteten ſich zu immer härteren Prüfungen Claras.

Hatte ſie ſich anfangs nicht zu dem Gedanken zwingen können, ihren Gatten in eine Nervenheilanſtalt zu geben, ſo ſchien ihr nach dem Verhängnis des 26. Februar, da Robert ſich im Fieberwahn in den Rhein geſtürzt hatte, die Vorſtellung, ihn bei den Ärzten unter Aufſicht zu wiſſen, der einzige Ausweg. Er war gerettet und zur Sicherheit ſeines Lebens nach der Anſtalt

zu Endenich bei Bonn gebracht worden. „Ihn, den herrlichen Robert in einer Anſtalt! — wie war es nur möglich, daß ich es trug! Und ſehen, nur noch einmal ihn ans Herz drücken, das verſagte man mir! Ich mußte dies größte aller Opfer ihm, meinem Robert, ſelbſt bringen.“ — So ſchluchzte das treue, troſtloſe Weib auf.

Keine der Aufregungen, wie ſie eine ſolche Krankheit mit ſich bringt, wurde ihr erſpart. Die Nachrichten, die ſie erhielt, mit ihren Zick-Zack-Kurven von Beſſerung und Verſchlimmerung, ließen ſie Tag und Nacht nicht ruhen. Zuerſt ließ Robert nichts von ſich hören — was ihrem liebeglühenden Herzen neue Dolchſtiche gab —, dann kamen Briefe, die in ihrer oft ſo plötzlich umſchlagenden Stimmung immer weitere Schreckniſſe brachten. Und das alles noch in dem Zuſtande neuer Mutterſchaft! Ein Vierteljahr nach Roberts Abſchied gab ſie einem Knaben das Leben, den ſie als letztes Pfand der unſterblichen Liebe bis zur Anbetung in ihr Herz ſchloß.

Das grauſame Geſchick fügte zu all dieſen ſeeliſchen und körperlichen Leiden noch ein weiteres: materielle Sorge. Zwar hatte Paul Mendelsſohn, der Bruder Felix', ſobald er von Roberts Unglück gehört, „in diskreteſter Weiſe ein Kreditiv auf 400 Taler“ überſandt; aber Clara zögerte, den Betrag zu erheben, da ſie in ihrem Künſtlerherzen trotz allem das Geſchenk als drückend empfand. So mußte Clara ihre

letzten Kräfte zusammenraffen, sich durch ihre Kunst die nötigen Geldmittel zu erwerben. Um für den Winter gestärkt zu sein, ließ sie sich überreden, eine Kur in Ostende zu gebrauchen, die sie jedoch vorzeitig abbrach.

Im Oktober 1854 begann für die Gramgebeugte die neue mächtige Aufgabe, sich und den Ihrigen den Lebensunterhalt zu gewinnen. Und mit welcher Energie, mit welcher übermenschlichen Kraft trat die unvergleichliche Frau an diese Aufgabe heran!

In Leipzig brachte sie sich zunächst schnell in glänzende Erinnerung. Weimar, Frankfurt bildeten weitere Hauptstationen. Dann ging's gen Norden, nach Hamburg, Bremen, Berlin. Und immer weiter mit kühnem Wagemut, der den Erfolg erzwingt. Selbst in der Weihnachtszeit hatte sie in einer Berliner Soirée, bei der Joachim mitwirkte, außergewöhnlich zahlreichen Besuch.

Sie gönnte sich keine Ruhe. Sie hatte es jetzt nun einmal als ihre heilige Pflicht empfunden, den Ernährer zu ersetzen; und sie erfüllte diese Pflicht die zwei schweren, drückend und brennend schweren Jahre von Roberts Siechtum, von dem er am 29. Juni 1856 durch den Tod erlöst wurde.

Vielleicht war dieser Zwang, den sie sich auferlegt fühlte, zuletzt ein milder Engel, der sie über die schaurigsten Abgründe menschlichen Denkens und Fühlens hinübergleiten ließ. Vielleicht war dieser Zwang das, was sie aufrecht

hielt in all den Kümmernissen und Schmerzen, die ihr sich in Liebe verzehrendes Herz peinigten. Und es war gewiß ein milder Tropfen im Leidensbecher, daß sie wenigstens den äußeren Gefahren sich gewachsen zeigte.

Mit welch selbstvertrauendem Stolz mag sie nach diesen zwei Jahren des Lebenskampfes ihren Kindern im Tagebuch mitgeteilt haben, daß sie ihres Vaters Kapital während seiner Krankheit um 5000 Taler vermehrt habe. Verehrung, unbegrenzter Respekt vor solchem Vollbringen! Und wie rührend ist ein anderer Teil in diesen Aufzeichnungen für ihre Kinder, der Abschnitt, der von den tröstenden, helfenden Freunden, Joachim und Brahms erzählt.

Brahms war in der verwandten Charakterstimmung ihrem Herzen ganz besonders nahe gekommen: „Gott sendet jedem Menschen, und sei er noch so unglücklich, einen Trost, und gewiß sollen wir uns desselben erfreuen und stärken daran. Wohl habe ich euch, doch ihr seid noch Kinder, ihr kanntet den teuren Vater kaum, ihr seid noch zu jung, um tiefen Schmerz zu empfinden; ihr also konntet mir in den schrecklichen Jahren keinen Trost gewähren, Hoffnungen wohl, doch das konnte mich in solchem Schmerz nicht aufrecht erhalten. Da kam Johannes Brahms. Ihn liebte und verehrte euer Vater, wie außer Joachim keinen; er kam, er kam, um als treuer Freund alles Leid mit mir zu tragen; er kräftigte das Herz, das zu brechen drohte,

er erhob meinen Geist, erheiterte, wo er nur konnte, mein Gemüt, kurz er war mein Freund in vollstem Sinne des Wortes ... Wohl kann ich euch sagen, meine Kinder, daß ich nie einen Freund so liebte wie ihn — es ist das schönste Einverständnis unserer Seelen; nicht liebe ich an ihm die Jugend, nicht ist es vielleicht geschmeichelte Eitelkeit, nein seine Geistesfrische, seine herrlich begabte Natur, sein edles Herz ist es, das ich liebe, aber eben durch die Jahre hindurch kennen lernte, wie andre es ja nicht können. Auch Joachim, ihr wißt es, war mir ein treuer Freund, doch mit ihm lebte ich nicht immer zusammen, so war denn Johannes es allein, der mich aufrecht erhielt. Vergeßt dies, liebe Kinder, nie, und bewahrt dem Freunde, der es gewiß auch euch immer sein wird, ein dankendes Herz; glaubt eurer Mutter, was sie euch gesagt, und hört nicht kleinliche und neidische Seelen, die ihm meine Liebe und Freundschaft nicht gönnen, daher ihn anzutasten suchen, oder gar unser schönes Verhältnis, das sie entweder wirklich nicht begreifen oder nicht begreifen wollen."

Damit war schon ein neuer Kampf angedeutet, der ihrer harrte, der Kampf gegen Mißgunst und Verleumdung, die gerade eine seltene Freundschaft wie diese zu verdunkeln suchten.

* * *

Neben ihrer Kunst, die allzeit ihr Herz erfüllte, war es das eherne Pflichtgefühl, das sie

LIBRARY
UNIVERSITY
OF

mit ſtarker Fauſt ins Leben drängte, und die Liebe ihrer aufopfernden, hingebenden Freunde, die ſie geleitete, die ihre Schritte ſtützte und mit ſanfter Gewalt in die Bahn wies, welche die Natur vorſchrieb.

Ihrer Kunſt mußte ſie leben: Das gebot die innere Stimme, die als Erinnerung ihres verklärten Robert zu ihr ſprach, die ihr von der hehren Miſſion ihrer wunderſamen Begabung ſprach.

Ihrer Kunſt mußte ſie leben: Das gebot auch die nackte, ſtarre Notwendigkeit, für ihren und ihrer Familie Unterhalt zu wirken und zu ſorgen. Waren es doch ſeine, Roberts Kinder, die auf ihr Recht pochten, die in echt kindlicher Rückſichtsloſigkeit die Anſprüche an das Leben geltend machten, das ſie ihnen gegeben. Und ſo pflegte ſie die künſtleriſche Arbeit weiter, die ihren Wunden Balſam, ihren herben Gedanken Ablenkung bringen durfte. In unvergleichlicher Tatkraft verfolgte ſie die Wege des konzertierenden Künſtlers, den die berufliche Pflicht durch die Lande jagt, der ohne Ruhe und Raſt die Muſikſäle Europas durcheilt und wie ein Wandervogel nur das Neſt aufſucht, um Kraft für neuen Flug zu ſammeln.

Als Clara dieſe neue Ruhmes- und Erfolgtätigkeit begann, leitete ſie aber nicht Ehrgeiz, nicht Lorbeerhunger. Sie war eine viel zu ſehr verinnerlichte Natur, um ſich im Beifall des Publikums zu ſonnen. Die reine hohe Kunſt, wie ſie nur

die Nächststehenden, die musikalischen Freunde würdigen konnten, bildete ihr einziges Streben, ihr Sehnen war „immer mehr das Göttliche in der Kunst empfinden zu lernen“ — und solche Ziele fordern nicht die Anerkennung der großen Menge heraus.

Zunächst mußte sie ihren Körper stählen für die Arbeit. Zu ihrem Schrecken hatte sie wahrgenommen, daß die Aufregungen ihr Gedächtnis angegriffen hatten und sie in steter Angst vor den kommenden Konzerten ließen. Aber als die großen Konzert-Tournéen die Übung des Alltags wurden, ließen diese Beklemmungen und ihre Begleiterscheinungen nach. Schon bei der Schweizer Konzertfahrt im Dezember 1857 mußte sie in zwölf Tagen sieben Konzerte geben, das stählte. Aber es gab auch Befriedigung; da die Einnahmen so gute waren, daß sie, wie sie mitteilt, davon alle ihre angelaufenen Schulden abtragen konnte.

Es ist rührend zu sehen, wie diese geniale Frau ihre musikalischen Aufgaben mit einem Ernst und einer Gewissenhaftigkeit vorbereitete, als ob sie erst den Beweis ihrer Befähigung zu erbringen hätte. Als sie die Davidsbündler-Tänze in starkem Ringen sich angeeignet hatte, schreibt sie: „Wie wundervoll die Davidsbündler, das empfinde ich erst jetzt, nachdem ich sie mir nach Wunsch spiele, keine Finger mehr fühle, nur noch den Hauch der Poesie, der das Ganze so mild und innig durchweht.“ Das zeigt uns, wie hoch Clara ihr

Ziel ſah, und wie rein und groß ihre Kunſtauffaſſung war. Dieſe Reinheit der Kunſtauffaſſung iſt es, die ſie vor ihren Kolleginnen ſo unvergleichlich auszeichnet.

Die ganze Tiefe ihrer Kunſt enthüllt ein Brief, den Karl von Holtei nach Konzerten in Graz an ſie richtete und der uns zeigt, wie auch die muſikaliſch Fernſtehenden ſich dem poetiſchen Zauber ihres künſtleriſchen Weſens nicht entziehen konnten. Es heißt da:

Graz, den 26. Januar 59.

„Ihr Brief, meine hochverehrte Freundin, hat großen Jubel in meinem Hauſe erregt. Mein Schwiegerſohn gibt ihn nicht mehr heraus. Der jüngſte Junge (der Polka-Komponiſt) hat das Couvert wegſtibitzt; und Wilhelm, der zweite, ſteht jetzt im Handel mit ihm um einige Buchſtaben von Ihrer Hand. Er will für jeden zehn Neukreuzer zahlen. Heinrich iſt noch nicht entſchloſſen, ob er ihm das ‚Graz‘ an der Adreſſe ablaſſen ſoll? Das klingt verrückt, iſt aber eben ſo wahr als natürlich: Wie die Alten ſungen, zwitſchern die Jungen, heißt's im Sprichwort. — Der Schumann-Kultus hat den höchſten Grad erreicht. Pepi ſtiehlt ſeinem Amte und ſeiner Advokatur jede Minute ab, die ſich ſtehlen läßt, um Kinderſzenen zu üben. Neulich ſpielte er das ‚Graulichmachen‘, da kam die kleine Reſi, die noch nicht ordentlich reden kann, dazu

und ſtammelte auf ihre Weiſe: ‚Das hat die Frau geſpielt, aber Vater kann's noch nicht recht.‘

Ihr Bild klebt nicht allein in meinem Album, es hängt auch an unſern (und Schönefelds) Wänden; es lebt auch in unſern Herzen; und es wird in dem meinigen fortleben, bis das Herz ſelber bricht. Wenn ich mich frage, wodurch meine Verehrung für Sie denn eigentlich dieſen ſchwärmeriſchen Schwung erreicht hat, ſo bleib' ich zuletzt bei der Überzeugung ſtehen: es iſt nicht allein Ihr muſikaliſcher Genius (denn was verſteh' ich im Grund davon?), der mich ergriff, es iſt ebenſoſehr Ihre großartige und erhabene Geringſchätzung all des Jammers, der leider ſo vielen Künſtlern zu Hauptſache wird; die göttliche Verachtung des Publikums, jener blödſinnigen Maſſe, welche ja niemals weiß, was ſie will; die faſt krankhafte Scheu vor der Öffentlichkeit, der Sie ach! ſo gern entfliehn möchten, in welche Sie Pflichtgefühl und Muttertreue wieder hinauszwingen. Und wenn Sie, faſt widerſtrebend, mit Ihren himmliſchen Gaben vor irdiſchen Hörern erſcheinen; wenn Sie, verletzt vom rohen Beifall, wie man ihn daneben auch dem Verkehrten, dem Gemeinen ſpendet, dann doch wieder von der Macht des Schönen ergriffen, das Höchſte erſtreben, was Gott durch Sie verkünden läßt — dann erſcheinen Sie den wenigen, die da wiſſen oder auch nur ahnen, was in Ihnen vorgeht, ſo hoch und hehr, daß auch ein allerdings über-

ſchwengliches Gedicht gleich dem Pichlerſchen gerechtfertigt iſt ...

Hole der Teufel das Virtuoſentum! Nur wo es durch eine ſolche vornehme, ſtolze, zarte, menſchlich edle Perſönlichkeit beherrſcht, dieſer in allem den Vorrang läßt, nur da kann es ſich der Seelen bemächtigen, die wirklich Seelen ſind. Wer Sie eine Virtuoſin nennt, blasphemiert; und ich lobe unſern Wilhelm, der Sie als K. K. Kammer-Jungfer anmeldete ..."

Das Virtuoſiſche lag Claras Weſen nicht; für Liſzts und Rubinſteins Bravourkünſte fühlte ſie höchſtens ein Staunen, keine Liebe. So zog ſie denn auch beſonders die Kammermuſik an. Sie verzichtete gern darauf, als Soliſt zu glänzen, wenn ſie eine ebenbürtige Kraft zum Zuſammenwirken fand. Brahms, Joachim, Stockhauſen rechneten es ſich zur Ehre an, mit Clara Schumann zu ſpielen. Daß ſich im Kreiſe ſolcher Gefährten der Muſikgeſchmack immer reicher veredelte, iſt unſchwer zu verſtehen. Und mit Rat und Tat ſtanden dieſe Meiſter ihr allzeit zu Dienſten. Wie freute ſie ſich, als ſie in Hamburg Joachim dirigieren und Stockhauſen ſingen hörte! Da ſcheute ſie, trotz aller Furcht vor dem ewigen Reiſen, die vielſtündige Fahrt nicht.

Gern hätten ſie die Freunde von der ſchweren Laſt der endloſen Konzertfahrten befreit! Brahms rät ihr einmal 1860 ſehr dringend

von der Reise nach England ab, und freut sich, als diese wirklich aufgegeben war. Er ist, wie Clara selbst, vom englischen Musiktreiben wenig erbaut. Wenn es sich nicht um das Geld handelte, das lockte, so wäre Clara gewiß nicht so oft nach England gereist. Im Bewußtsein ihrer Pflicht aber fand sie allmählich auch den Aufenthalt in London angenehmer, zumal sie dort inzwischen einen Freundeskreis gewonnen. Und als im Mai 1865 der Zufall das Glück brachte, zu gleicher Zeit mit Joachim dort ihre erfolggekrönten Konzerte zu geben, da fiel ihr schließlich sogar der Abschied schwer.

Wenn wir das anstrengende Programm ihrer Jahrestournèen betrachten, die meist im Oktober begannen und im Mai oder Juni endeten, so flößt uns die bloße Vorstellung der körperlichen Leistung schon gewaltigen Respekt ein. Auch Clara fühlte, wie diese Strapazen sie mitnahmen, wenn sie auch gelegentlich äußerte, sie fühle sich jünger als vor 20 Jahren. Als man daher durch verlockende Anträge sie an einem Ort festzuhalten suchte, zog sie die Anerbieten ernstlich in Erwägung. In Stuttgart hatte man bereits im Jahre 1858 Anstrengungen gemacht, sie als Lehrerin am Konservatorium gegen festes Gehalt zu gewinnen, man versprach sogar alles aufzubieten, auch Joachim dort hinzuziehen, um sie dadurch um so eher zu fesseln. Aber sie konnte sich nicht entschließen, ebensowenig wie sie im Jahre 1861 dem Wunsch der Prinzessin

Friederike von Hannover nachgab, sechs Monate dort Unterricht zu erteilen, obwohl das Anerbieten recht verlockend war: Freie Wohnung und vierundzwanzighundert Taler Gehalt. „Ich kann jetzt solch 'ne Stellung noch nicht annehmen, fühle doch noch zu viel Kraft und Frische in mir nach außen hin tätig zu sein. Dann ist die Stellung doch eine gar zu abhängige — täglich zwei Stunden an die Prinzessinnen (den ganzen Dezember noch in Herrenhausen), wöchentlich zweimal bei Hof spielen, und wenn andere Spieler an Hof wären, würden sie mich einladen. Dafür bot mir der König monatlich vierhundert Taler und frei Logis, wo ich es wollte. Urlaub aber könnte ich so oft doch nicht nehmen usw. usw. — kurz ich schrieb ab."

Sie wollte frei sein. Selbst die Zwischenfälle, die ihre Konzerttätigkeit unterbrachen, wie eine rheumatische Entzündung, die sie 1857 in München befiel, und eine Verletzung der rechten Hand, die sie sich durch einen Fall gelegentlich eines Spazierganges im Berliner Tiergarten zuzog und die sie fast zwei Monate der regsten Konzertzeit ihrer Arbeit entzog, konnten an dieser Auffassung nichts ändern. Sie blieb bei ihrem Wanderleben, wenn ihr auch das Herz blutete, so oft sie an ihre Kinder dachte, die ein rechtes Familienzusammensein entbehren mußten. Freilich wußte sie es einzurichten, daß sie sie von Zeit zu Zeit an irgendeinem Ort um sich versammelte, wußte es mög-

lich zu machen, in den freien Sommermonaten mit ihnen Reiſen nach dem Schwarzwald, der Schweiz zu unternehmen oder ein Bad aufzuſuchen, insbeſondere die Feſttage, Weihnachten, Silveſter, Geburtstage in ihrem Kreiſe zu feiern, aber es waren doch alles nur Appetitbiſſen für den Hunger eines liebenden Mutterherzens.

Mit welcher Tüchtigkeit ſie es trotzdem verſtand, die Erziehung der Kinder zu leiten, ihre Entwicklung zu überwachen und durch tüchtige Lehrer zu fördern, das ringt hohe Achtung ab. Als der Vater ſtarb und ſieben Waiſen in ihrem ſchwachen Schutze zurückließ, war das älteſte Kind, Marie, fünfzehn und das jüngſte, Felix, zwei Jahre alt. Die ganze Erziehung, die körperliche und geiſtige Führung laſtete auf ihren Schultern. Und dabei galt es doch in erſter Linie, die finanziellen Anſprüche zu erfüllen. Da ſie infolge ihrer vielen Reiſen die Kinder häufig in Penſion geben, die Knaben insbeſondere kräftigeren Händen anvertrauen mußte, ſo erforderte der Unterhalt der vielköpfigen Familie gewaltige Koſten. Aber dieſe Opfer waren das geringſte. Clara erkannte nach den erſten Reſultaten ihrer neuen Konzertreiſen, daß ſie imſtande ſei, die Mittel aufzubringen, wofern ihr Gott nur Geſundheit und Lebenskraft ließ.

Schon im Herbſt 1856 hatte ſie ſich von den Kindern getrennt. „Denke nur allein fünf Kinder in Penſion an drei verſchiedenen Orten, nur deren Toilette bei Jahreswechſel, wie z. B.

jetzt zu beſorgen, welche Arbeit, dabei die ungeheuer große Korreſpondenz, Stunden geben und ſelbſt ſtudieren und — welchen Kummer, welche Troſtloſigkeit im Herzen!" Sie glaubte dieſe Trennung nicht aushalten zu können, und plante eine Überſiedelung nach Berlin, fand auch glücklicherweiſe eine tüchtige Helferin, die die Führung des Haushaltes übernahm. Die Idee des feſten Wohnſitzes ließ ſich aber vorläufig noch nicht verwirklichen; und da ſich der Einfluß der Helferin bei den Töchtern bald wohltuend fühlbar machte, erwacht in Clara wieder volles Vertrauen. Die beiden älteſten Knaben bereiteten der Mutter freilich ſehr viel Sorgen, ſie wurden von einer Penſion in die andere gebracht, ohne die gedeihliche Entwicklung zu finden; auch die Tochter Julie bot Anlaß zu Kümmernis infolge ihrer ſchwächlichen Geſundheit.

Der Sommer 1860 vereinte einmal wieder die ganze Familie für kurze Zeit. Ende des Jahres nahm die zweite Tochter Eliſe, um ſich nützlich zu machen, eine Stellung in befreundetem Hauſe an. Julie, die vor ihrer Konfirmation ſtand, wurde von liebevollen Gönnern aufgenommen. Erneut quält Clara der Gedanke, daß die Jungen in der fremden Umgebung ſich nicht nach Anlage entwickeln können. „Ich mache mir unendliche Sorgen darum, und gehe jetzt ganz ernſtlich mit dem Gedanken um, ſie vom Herbſte ab nach Berlin zu nehmen, ſie dort in halbe Penſion zu geben, jedoch bei den Ge-

ſchwiſtern (Marie wird dann auch zu Hauſe ſein) wohnen zu laſſen, ſie bekommen dann dort täglich, morgens und abends, Sonntags, Mittwochs und Sonnabends nachmittag uſw. die Eindrücke eines Familienlebens und komme ich einmal nach Haus, ſo haben ſie auch mich. Kurz, es wird mir immer mehr zur Gewißheit, daß ich dieſen Schritt tun muß. Wer weiß, ob dies nicht dazu beiträgt, die ganze innere Entwicklung der Knaben umzuwandeln, ihnen erſt die Liebe zu mir und zu den Geſchwiſtern mit ins Leben gibt, die ſie jetzt nur ahnen können."

Im ſchweren Ringen zwiſchen Liebe und Pflicht ſiegt das Mutterherz. Es will und muß dem Gebot der Liebe zu den Kindern nachgeben. Ermuntert durch ihre Freunde, insbeſondere Frau Viardot, die in Baden-Baden lebte, entſchließt ſich Clara im Jahre 1863 dieſe Stadt als Wohnplatz zu wählen, um wenigſtens für die ruhigere Sommerszeit ein feſtes Domizil zu haben. Sie findet dort auch ein Häuschen, das ihren Erwartungen entſpricht, in der Lichtentaler Allee Nr. 14, und erſteht es um 14 000 Gulden. Freilich erwachſen zunächſt nur neue Mühen daraus. Die Herrichtung, die wohnliche und künſtleriſche Ausſchmückung erfordern viel Arbeit. Faſt vier Wochen hat ſie mit den Ihrigen „furchtbar gearbeitet" und iſt ganz ſelig, nun zufrieden darüber berichten zu können. „Mein Häuschen iſt denn endlich jetzt imſtande, klein aber reizend gemütlich, dazu unſer ganzer

Hausſtand jetzt mal ſo recht nach meinem Sinn geordnet; jedes der Kinder (der Großen) hat ſein Departement, und da muß denn alles an der Schnur gehen, und ich habe mich ganz gut wieder hineingefunden, die Augen auch überall in der Wirtſchaft zu haben, obgleich natürlich nicht mit der Freudigkeit, wie ehedem, wo es galt meinem Robert alles recht behaglich zu machen. Ich tue es aber, weil ich den Kindern dadurch das Haus angenehm mache, ſie alles mit mehr Luſt tun."

Zehn Jahre (1862—73) ſollte das Häuschen die Familie beherbergen und manches Schöne, Erfreuliche, aber auch manches Trübe ſehen. Zunächſt entwickelt ſich im Sommer ein reichbewegtes Leben. Einer kommt nach dem andern — noch iſt es Clara ſo ungewohnt, bei ſich im Hauſe ſo viel Menſchen zu ſehen. Aber bald findet ſie Geſchmack an der Häuslichkeit und freut ſich bei den Reiſen immer ſchon auf die Rückkehr nach dem ſtillen Winkel, wenngleich gerade die Familienumgebung ſie immer wieder aufs neue das Fehlen des Familienvaters, den „Verluſt des Lebensglückes" fühlen läßt. Jetzt konnte ſie von Zeit zu Zeit doch wieder alle ſieben Kinder unter ihrem Dache ſehen.

Dieſe wuchſen heran und gaben der Mutter, jedes in ſeiner Art, Anlaß zum Sorgen und Nachdenken. Keine Prüfung wird der kämpfenden Frau erſpart. Die Ungezogenheit und Störrigkeit der Knaben, die Schwierigkeiten in

der Wahl ihrer Berufe, Krankheiten vorübergehender und dauernder Art, Heiratspläne mit und gegen ihre Einwilligung — alles das hielt die Mutter dauernd in Atem. Und alles wurde neben dem eigentlichen, an sich schon aufreibenden Beruf durchgeführt, durch endlose Korrespondenzen, durch liebenswürdige Unterstützung von Freunden schließlich nach bestem Wissen und Wollen erledigt. Tief Schmerzliches mußte sie mit den Knaben erleben. Der älteste Sohn Ludwig war in eine Buchhandlung eingetreten, fühlte sich aber dort unzufrieden und wünschte in ein Musikaliengeschäft zu kommen. Er wechselte häufig seine Stellungen, da man nirgends mit ihm auskommen konnte. Clara geriet in helle Entrüstung, bis ihr durch einen Freund die Andeutung gemacht wurde, daß Ludwig wohl geistig nicht ganz gesund sei. Da änderte sie naturgemäß ihre Auffassung, ließ seinen Wünschen etwas freieren Lauf, die sich zur Musik hinwandten. Doch stellte es sich heraus, daß er weder Gehör noch rhythmisches Gefühl hatte. Auch sein Komponieren war so schrecklich, daß ihr „immer ganz Angst ward". Der Junge mußte in besonders aufmerksame Pflege gegeben werden, die er bei dem Großvater Wieck in Dresden finden sollte. Alle Beobachtungen bestätigten nur die trübe Vermutung, daß Ludwig unheilbar krank war. Welch ein Schlag für das sorgende Mutterherz! Nicht nur, daß es vor Mitleid und Kummer fieberhaft klopfte, es fühlte beklemmend

noch nachträglich Vorwürfe über jedes harte Wort, das an Ludwig gerichtet worden war, da man ja damals nicht ahnte, daß seine Eigenheiten in seiner kranken Natur begründet waren.

Auch der Jüngste, Felix, bereitete der Mutter manche schwere Stunde. In der Schule bewies er meist geringes Interesse, was Clara, die in ihm den künftigen Gelehrten sah, doppelt schmerzte. Es ist ergreifend zu lesen, wie sie ihn in sozusagen kameradschaftlicher Art, in der sie gern zu ihren Kindern sprach, anzufeuern sucht:

München, 26. April 1866.

„Liebster Felix,

es ist mir recht betrübt, daß ich Dir auf Deinen letzten Brief nicht so freudig antworten kann wie ich es möchte. Deine Censur hat mich wahrhaft betrübt. Was soll werden, wenn Du nicht fleißiger wirst? Du kommst ja mit den andern nicht mit fort und welche Schande ist das! Ich hoffe zu Gott, daß Du Dich künftig mehr zusammennimmst, schon um meinetwillen. Denke Dir, wie ich mich den Winter über anstrenge, um Euch eine gute Erziehung geben lassen zu können, welches doppelte Unrecht es also ist, wenn Du mich durch Mangel an Fleiß betrübst und mir Sorgen um Dich machst. Es kommt ja auch nur auf Dich an, ob Du schneller das Gymnasium durchmachst oder langsamer, kurz, es ist eben ein ganz anderes Ding um einen fleißigen Menschen, denn um einen lässigen. Nun, ich

hoffe, die nächſte Cenſur wird mir beweiſen, daß mein lieber Felix ein tüchtiger, kleiner Kerl iſt, der, was er will, kann. Leicht iſt das nicht immer, doch eben in dem Kampfe mit ſich ſelbſt wird man zu einem ordentlichen Menſchen. Nun rückt ja die Zeit, wo wir uns wiederſehn, näher, und ſehr freuen wir uns auf den Juli.

Wir richten uns nun wieder in Baden ein und ich bin ſehr froh, ſchon bald hinzukommen. Ende Mai gehen wir auf acht Tage zum Muſikfeſt nach Düſſeldorf, aber nur Julie mit mir, Marie bleibt in Baden. Laßt von Euch hören und Gutes.

Leb' wohl, mein kleiner Schumann, ſei fleißig und, wird Dir es ſchwer, ſo denk an Deine Mama, der manches auch ſchwer wird, der aber die Liebe zu Euch immer wieder Kräfte gibt.

Sei geküßt von Deiner treuen

Clara."

Aber die Wiſſenſchaft ſchien ihn nun einmal nicht zu locken; er hatte es ſich in den Kopf geſetzt, Muſiker zu werden. Clara war nicht wenig erſchreckt, als ſie dies hörte. Wieder verſucht ſie durch briefliche Ausſprache ihren Einfluß geltend zu machen:

Carlsbad, den 11. Mai 1867.

„... Über eines, was mir ganz beſonders am Herzen liegt, muß ich Dir nun hauptſächlich heute ſchreiben. Die Großmutter und Ferdinand

ſchreiben mir, daß Du immer mit der Idee umgehſt, Geiger zu werden; das wäre aber ein großer Schritt, ſchwerer als Du glauben magſt. Wirſt Du nicht einmal ein eminenter Geiger, ſo kannſt Du ſonſt noch ſo tüchtig ſein, Du wirſt als Sohn Robert Schumanns eine kümmerliche Rolle ſpielen. Du kannſt, wie geſagt, Deinem Namen nur gerecht werden, wenn Du ein ganz bedeutendes Genie als Muſiker entwickelſt, und, mit dieſem, enorm fleißig ſtudierſt. So ſehr ich nun die Überzeugung habe, daß Du mit Deinem Talente als Amateur Dir und anderen Freude machen kannſt (dazu bedarf es aber auch ſchon des Fleißes), ſo wenig glaube ich an eine ſolche Begabung bei Dir, wie ſie zu hoher Künſtlerſchaft gehört. Darum überlege Dir das ja recht ordentlich, mein teurer Felix. Du haſt ſo ſchöne andre Geiſtesgaben, daß Dir manch anderer Lebensweg offen ſteht, Du ſogar möglicherweiſe ein bedeutender Mann Deines Faches (welches Du erwählen magſt) werden kannſt, freilich aber nichts ohne große, angeſtrengte Studien. Du wirſt dann eine ehrenvollere Stellung in der Welt einnehmen, als Du es jemals als Künſtler erreichen wirſt. Die Leute, z. B. Herr de Ahna, haben leicht ſagen: ‚Werden Sie Muſiker‘ — ich weiß aus vierzigjähriger Erfahrung beinahe, was dazu gehört, und habe deshalb immer den Wunſch, eines von Euch zum Muſiker zu bilden, in mir unterdrückt . . . Ich will Dich aber, Dir und mir zur Beruhigung, von Herrn Joachim

prüfen lassen, um ihn zu fragen, ob Du, wenn Du nach Baden kommst, auf zwei Tage zu ihm kommen kannst. Er wird der beste und unparteiischste Richter sein. Was meinst Du dazu? Schreibe mir darüber ..."

Durch Joachims Machtspruch wurde erreicht, daß Felix zunächst das Gymnasium absolvieren und sich vorläufig nicht zu viel mit Musik beschäftigen solle, zumal er seiner Konstitution nach nicht der kräftigste zu sein schien. In der Folge machte sich eine dichterische Begabung bei Felix bemerkbar, die in mehr als einer Beziehung die Mutter an den teuren Gatten erinnerte. Die Kinder hatten einmal Körners „Nachtwächter" aufgeführt, dazu hatte Felix einen netten Prolog gedichtet. Ein andermal hatte er zu der Mutter Geburtstag einen kleinen Schwank verfaßt, die Aufführung aber wurde durch eine plötzliche Erkrankung vereitelt, die Felix mit erschreckender Schwere traf. Die Brustfellentzündung mit ihren Rückfällen griff die Lunge dermaßen an, daß Clara den Jungen nach Davos schaffen mußte. Und auch hier sah sie allmählich wieder eine schöne Hoffnung erblassen. Trotz aller Pflege und Sorge wollte sich Felix nicht mehr von dem Leiden erholen. Er starb Anfang 1879 in seinem dreizehnten Lebensjahre.

Das dritte Sorgenkind war Julie. Auch bei ihr zeigten sich starke Schwankungen der Gesundheit. Einmal mußte sie einen ganzen Winter in einer Kuranstalt, in Divonne, ver-

bringen. Dann heißt es in einem Brief Anfang 1868: „Julie ist nun seit drei Wochen in Frankfurt und scheint sich viel besser als vorigen Sommer zu befinden. So wogt es eben immer auf und ab, und das arme Mutterherz kommt keinen Augenblick zur Ruhe.“ Und wirklich verlangte Julie wieder nach Divonne zurück. Bei diesem Aufenthalt aber wandelten sich die trüben Nachrichten in eine Freudenbotschaft: Julie hatte in Divonne die Bekanntschaft des italienischen Grafen Victor Radicati di Marmorito gemacht und in siebenwöchigem freundschaftlichen Zusammensein sein Herz erobert. Zunächst barg der Freudenkelch manchen Wermutstropfen. Clara schreckte der Standes- und Konfessionsunterschied. „Ich habe ihr alle meine Zweifel mitgeteilt, doch mehr mir zur Beruhigung, denn Liebe läßt sich nicht abschrecken; das weiß ich ja aus meinem eigenen Leben!“ Dazu kam, daß die Familie des Grafen der Verbindung nicht günstig gesinnt schien. Aber die Aufregungen dieses Ereignisses sollten bald schwinden, als die Hoffnungen durch die offizielle Verlobung gekrönt wurden. Da der Graf so mannhaft alle Hindernisse überwand, sah Clara auch, daß seine Neigung eine wahre und tiefe war.

In gewissem Glücksgefühl traf sie die Vorbereitungen zur Hochzeit. Ahnte sie doch nicht, daß auch hier wieder eine seelische Prüfung für sie lauerte. Es war ihr aufgefallen, daß Freund Brahms, der öfter etwas rück-

sichtslose Launen zeigte, bei der Nachricht von Julies Verlobung plötzlich trübe und einsilbig wurde. Sie forschte dem Grunde nach und fand ihre Vermutung bestätigt. An eine Freundin schreibt sie: „Johannes war von dem Augenblick an, wo ich ihm Mitteilung von Julies Verlobung machte, wie umgewandelt, ganz wieder in der alten Laune, jedoch überwand er es nach etwa vierzehn Tagen, und zuletzt war es wieder besser; aber er spricht fast gar nicht mit Julie, während er sie vorher stets suchte mit Worten und Blicken. Levi sagte mir vor ein paar Tagen, daß Johannes Julie ganz schwärmerisch lieb habe . . ." In der Tat scheint Brahms für diese reizvolle, geistreiche und eigengeartete Tochter Claras eine Herzensleidenschaft gefaßt zu haben; er brauchte lange bis er den Schmerz verwand. Clara war es naturgemäß peinlich bedrückend, hierin nichts tun zu können; die angekündigte Hochzeit mit dem Grafen fand im September 1869 in Baden-Baden statt, und ein Jahr darauf schon wurde das Glück des Paares durch „ein Gräflein" bestätigt.

Das zweitjüngste Kind Ferdinand hatte sich leidlich gut angelassen. Der Jüngling hatte sich dem Kaufmannsstand gewidmet und durch Claras Beziehungen zu Franz Mendelssohn eine Stelle in dem Hause Plauth in Berlin erhalten, sich auch ganz tüchtig erwiesen in der Folge, da überraschte er die Mutter mit der Botschaft seiner Verlobung, die ihr als verfrüht

und infolge seiner Jugend und seiner noch ungesicherten Stellung als drückend erschien. Nur zu bitter sollte sich später diese Übereilung rächen. Ferdinand verfiel früh in Siechtum, und Clara hatte die ganze Sorge um die kindergesegnete Familie auf sich zu laden.

So blieben nur noch drei Kinder in Claras Nähe. Elise, die zweite, hatte sich schon im Herbst 1865 in Frankfurt am Main als Musiklehrerin niedergelassen, Clara selbst hatte sie mit Joachim durch ein Konzert dort eingeführt. Sie machte sich in Frankfurt heimisch, heiratete später einen Herrn Sommerhoff, und blieb mit ihrer Familie eine Stütze Claras. Auch Eugenie und Marie hatten sich der Musik zugewandt; ihre Kunst fand aber begreiflicherweise neben den Meisterdarbietungen Claras keine große Beachtung. Erst als Clara in Frankfurt ein etwas beschaulicheres Dasein führte, fand sie Muße, sich ein wenig in das Spiel der beiden Töchter zu versenken. Sie fühlt, daß sie die besten unter all ihren Schülerinnen sind. Insbesondere Eugenie zeigte feinstes Verständnis und vereinigte Kraft mit Zartheit. Wie sie die Werke ihres Vaters auffaßte, nötigte Clara innerste Anteilnahme ab: „Ich glaube, wenn ich mal nicht mehr spielen kann, lebt nur noch eine Tradition in meinen Töchtern.“ Der Drang nach Selbständigkeit veranlaßte Eugenie später, eine Stellung in England anzunehmen, die ihr sehr behagte, zumal sie ihr genügend Bewegungsfreiheit ließ, um bei jedem

Bildnisrelief von Rob. Schumanns Grabdenkmal in Bonn.
Von Prof. Adolf Donndorf.

besonderen Anlaß schnell an der Seite ihrer Mutter zu sein.

* * *

Waren die Jahre in Baden-Baden in recht bewegtem Kampfe dahingegangen, so ließ sich der Aufenthalt in Berlin, wo Clara Ende 1873 in den Zelten Nr. 11 eine Wohnung gemietet hatte, etwas ruhiger an. Die Reisen wurden zwar nicht aufgegeben, aber ein wenig eingeschränkt, und der Verkehr mit den Freunden, insbesondere mit Joachim, bildete einen wohltuenden Ruhepunkt in dem geschäftigen Treiben. Joachim und Brahms, die treuen Begleiter, hatten immer mit Sorge auf die verzehrende Arbeitslast geblickt, die sich Clara aufbürdete. Joachim freute sich daher, als er durch seine Stellung als Direktor der Berliner Hochschule für Musik in die Lage kam, Clara ein ruhigeres, weniger aufreibendes Wirkungsfeld zu bieten. Er unterbreitete ihr eine Berufung an die Hochschule, wo sie nur sechs Stunden wöchentlich zu geben hätte. Clara zog den gutgemeinten Antrag ernstlich in Erwägung, gab ihm jedoch nicht Folge, da ihr der Nutzen nicht völlig einleuchten wollte. Gewiß aber war es ihr eine stolze Befriedigung, in Berlin Joachim, dem gleichgesinnten Künstler, dem edlen, aufopfernden Freunde so nahe zu sein, mit ihm so häufig musizieren, mit ihm gemeinsam schöne Konzerte genießen zu können.

Es zog die Unermüdliche immer noch hinaus

in die Konzertſäle, in die fremden Städte und Länder. Hatte Joachim ſeinerzeit ſelbſt die Hand geboten, dieſe Konzertreiſen zu ermöglichen und fruchtbringend zu machen, ſo glaubte er jetzt den beſten Freundſchaftsbeweis durch die Ausſchaltung dieſer anſtrengenden Fahrten zu geben. Mit welcher Teilnahme hatte er ihr ſeinerzeit die Wege zur Öffentlichkeit geebnet. Wie hatte er ſich mit allem, was ihm zur Verfügung ſtand, in den Dienſt ihrer Aufgabe geſtellt! „Gewiß haben Sie nun alles verbrauchen müſſen, was die Konzerte in Leipzig und Dresden eingetragen haben, und ſind am Ende für die nächſten Wochen gezwungen zu tun was Ihnen ſo unangenehm iſt; aber nicht wahr, Sie vergeſſen dann doch nicht, daß Sie mir oft geſagt haben, Johannes und ich wären Ihre zuverläſſigſten Freunde, und ſie kommen dann zu einem von uns wegen der nötigen Vorſchüſſe zu der Schweizer Konzerttour. Wie kindiſch würde ich mich freuen, wenn mein kleines Kapital in Ihren Händen, das ich auf Ihren weiſen Rat zurückgelegt, gleich ſo nützlich ſein könnte!“

Joachim und Brahms ſtanden denn auch all die Jahre der ſorgenden Witwe getreulich zur Seite. Und wieviel köſtliche Stunden erhebenden Kunſtgenuſſes und anregender Geſelligkeit hatte ſie nicht dieſen zu verdanken. Beide eiferten um die Wette, ihr alles von den Augen abzuſehen, und beiden hat ſie allzeit mit warmem Herzen für dieſe Liebe und Treue gedankt. Ganz beſonders nahe ſtand ihr Brahms.

Johannes Brahms, der ſie in der Leidens- und Trauerzeit wie ein Bruder tröſtete, eroberte ſich ſchnell den erſten Platz in ihrem Herzen. Gar bald ſtellte ſich das vertrauliche „Du“ ein, und Brahms iſt überglücklich über die Huld, die auf ihn niederſtrömt: „Ich bin ein Strohkerl und gar nicht wert, daß Du mich ſo in Dein Herz ſchließt, Du liebe, Du herrliche Clara. Aber tu's nur immer zu und ſchließ mich in Dein Herz wie ich Dich“ — in dieſem überſchwenglichen Ton bewegt ſich die große Zahl der Briefe in den erſten Jahren nach Schumanns Tod. Aber lauter und rein waren dieſe Herzensempfindungen, deren eben nur zwei ganz große Menſchen fähig ſind.

Die unendliche Fülle der Briefe, die zwiſchen Brahms und Clara gewechſelt ſind, ſtellt ein volles Lebensbekenntnis dar. Man iſt verſucht, dieſen Briefwechſel Claras dem ihrer Brautzeit an die Seite zu ſtellen — wenn auch naturgemäß hier eine ganz andere Grundnote klingt. Aber hier wie dort das unendliche Spiel der Stimmungen in Ebbe und Flut, hier wie dort ſind die Reflexe aller Erlebniſſe in guten und böſen Tagen, hier wie dort zwei ganze Menſchen, die ſich alles was ſie bedrückt von der Seele ſchreiben, ſich in dieſen Briefen alles ſind und alles geben. Es iſt ein Genuß reinſter Art, all den Ergießungen des Brahmsſchen Herzens zu folgen, von der jugendlichen Ekſtaſe des Jünglings bis zur gemeſſenen Gründlichkeit der ſpäteren Jahre. Wie ſucht der Dreiundzwanzigjährige die Freundin

mit ungeſtümer Energie aus ihrem Trübſinn aufzurichten: „Solche ungeſunde Seelenſpeiſe wie der immerwährende Trübſinn verdirbt den Körper und die Seele, wie die ärgſte Peſt. Du mußt Dich ernſtlich ändern, meine liebſte Clara. Nimm Dir jeden Morgen von neuem ganz ernſtlich und einfach vor, den Tag und allezeit gleichmütiger und froher zu ſein.“ Der Künſtlerin ſucht er günſtigen Boden für ihre Konzerte zu bereiten; wo immer er gute Beziehungen unterhält, iſt er bemüht ſie für Clara auszunutzen. Die übergroßen Strapazen, wie ſie die engliſche Reiſe brachte, will er ihr verbieten. Immer aufs neue verſichert er ſie der größten Liebe für ſie und den, „der ſie verlaſſen hat“. Die ganze Hingabe hatte ja im Grunde ihren Urquell in der unendlichen Verehrung für den Künſtler und Menſchen Schumann.

Mehr als einmal greift er zu ulkigen Zirkuskünſten, wenn es gilt, ſie aufzuheitern, ſchlimme Gedanken zu verſcheuchen. In welch humorvolle Laune weiß er ſie durch die knittelgereimte Erzählung ſeiner Reiſe 1864 zu verſetzen. Als Dokument für den Humoriſten darf ſie ungekürzt hier ſtehen:

„Sitzen
und ſchwitzen
und lei-
men Rei-
me ſchof
le Stroph-
en; ſchrie-
be ich Brie-

ſe o-
der auch No-
ten wär
wohl mehr
des Dankes wert.

Alſo:

In Oos
ging's los
des Naſſen viel,
dem Aug' entfiel,
der Brahms
der nahm's
Tuch aus der Taſch
und Levi raſch
ſofort
das Wort
dem Mund entſandt:
O Freund kein Tand
ſind Dir
und mir
die Mägdelein
ſo lieb und fein
und gar — fürwahr
's iſt klar und wahr
kein War'
ſo rar
als ſolche Frau
wie wir ſie ſchau-
eten
o wenn
wir jetzt der Trän'
uns ſchämeten
's wär ſkandalös
recht eigentlich bös!
Dem Brahms
dem kam's

als käm's
wie dem's
wohl kommt, der nicht-
es tut als dicht't.
Und anhub beſchleunigten Traber
im Dreiachtel-Takte wohl ſprach er —
dieſes —
lies es:
O würdet ihr Tränen des Schmerzes
zu Worten und Reimen der Liebe
kein Herz ungerühret doch bliebe.
Und nun muß genug ſein des Scherzes,
denn es will nicht mehr."

Jetzt muß ich wirklich in aller Eile weg, und muß die vierte Strophe leider ſo laſſen, ſonſt wären es am Ende ganz nett Vierzeilen für einen Kanon geworden.

Alſo, liebſte Clara leb' wohl, und vergnügt, vergnügt . . . "

Aber nicht nur die Vertraute der Seele war Clara für Brahms, auch die Beraterin in allen ſeinen Berufsangelegenheiten war ſie, die kritiſche Inſtanz für ſeine Kompoſitionen, deren Urteil ihm mehr galt, als Lob und Tadel der Öffentlichkeit. Clara iſt die erſte, die er in ſeine ſchöpferiſchen Pläne einweiht, Clara iſt die erſte, deren Kritik er erbittet. Und wie iſt er ſtolz, wenn dieſe Kritik rückhaltlos anerkennt! Er wird beinahe ängſtlich, da ſie ihm ſo begeiſtert beipflichtet, er fürchtet, ſie werde zu mild und nachſichtig. Und da er mit allen möglichen Mitteln ihr eine Unzulänglichkeit beweiſen will, erwidert

sie: „Daß ich oft mächtig erfaßt werde von Deinem reichen Genius, daß Du mir immer erscheinst als einer, auf den der Himmel seine schönsten Gaben herabschüttet, daß ich Dich liebe und verehre um so vieles Herrlichen willen — daß das tief Wurzel in meiner Seele gefaßt hat, das ist wahr, liebster Johannes, bemühe Dich nicht dies durch kaltes Philosophieren in mir zu ertöten."

Da er mit seinen Werken in Leipzig 1859 „vollständig durchfällt", gerät Clara in heilige Entrüstung. „Ich habe an der Sache lange zu verwinden gehabt; nicht als ob die schlechte Aufnahme Dir im geringsten von Deinem künstlerischen hohen Wert rauben könnte, aber es war mir so schmerzlich zu denken, daß doch ein eisiger Hauch auf Dein Künstlerherz fallen mußte, denn so erhaben ist keiner, daß ihn nicht ein freundliches Empfangen angenehmer berührt, als umgekehrt." Sie suchte es durchzusetzen, daß in Wien seine Serenade zur Aufführung gelangt. Da man sie angegangen, zugunsten des dortigen philharmonischen Orchesters ihre Mitwirkung zu gewähren, tut sie es unter der Bedingung, daß in dem gleichen Konzert die Serenade gespielt werde. Doch wurde der Plan vereitelt. Aber das kann sie nicht abschrecken. Nach wie vor kämpft sie für Brahms, in Wien, in London, in Berlin — wo immer sie weilt, wirkt sie für ihn und seine Werke.

Freilich lag auch auf der so seltenen Freundschaft nicht ununterbrochener Sonnenschein. Auch

hier gab es Mißverſtändniſſe, Reibungen, Verſtimmungen. Brahms, der derbe, knorrige, war oft Sklave ſeiner Laune und dann außerſtande, ſie vor andern zu verbergen. Wiederholt leſen wir in Claras Tagebuch, wie ſie Not hat „ſich über ſchlimme Launen Johannes' wegzuſetzen". Und nur ſolch einem verſtändnisvollen Frauenherzen konnte dies ſo ſchnell gelingen. Einmal hatte ſich das Mißverſtändnis aber wirklich ſo ſehr verſchärft, daß ein Bruch dieſer einzigartigen Freundſchaft drohte. Ob die aus den Briefen erkenntlichen Motive die einzigen waren, oder ob nicht etwa weitere hinter den Worten verſteckte mitſpielten, iſt kaum zu entſcheiden. Es kamen da wohl manche Momente zuſammen. Auf Brahms' wiederholt dringendes Mahnen hatte Clara ihre kritiſche Feder immer ſchärfer gewetzt, und in dieſer ernſten Kampfesſtimmung ſchließlich mancherlei Ausſtellungen an ſeinen Werken, insbeſondere an einer großen Zahl ſeiner Lieder ganz freimütig bekannt. Das ſcheint Brahms doch zuletzt ein wenig verſtimmt zu haben. Anderſeits hatte Brahms, der wohl die Strapazen des ewigen Konzertierens für zu drückend hielt, auch am Ende fürchten mußte, daß die Pianiſtin ſich und ihren Ruhm überlebe, Clara einmal recht eindringliche Vorhaltungen über ihre unaufhaltſamen Konzertreiſen gemacht. Er ſchreibt ihr in geradezu kategoriſcher Weiſe: „Es darf Dir nur ein Grund gelten, und der gilt auch für alle und für mich: ob Du nötig haſt, für

Dich in dieſer Weiſe Geld zu verdienen.“ Er ermahnt ſie „andere in ähnlichem Fall Beiſpiel ſein“ zu laſſen und mochte da vielleicht an die Erfahrung anklopfen, die Clara ſelbſt mit der Schröder-Devrient gemacht. Brahms war Zeuge geweſen, als Clara in einem Konzert der Schröder-Devrient, „wahre Herzensangſt“ aushielt, weil dieſe in ihrer Kunſt nicht mehr auf alter Höhe ſtand. Sie faßte ſich ſogar das Herz, die Devrient ganz ſcharf darüber zu interpellieren und ihr von weiterem Auftreten freundſchaftlich dringend abzuraten, weil „die Stimme nicht mehr die Jugendfriſche habe und die Menge ihr nicht mehr die alte Bewunderung zollen werde, und wenn ſie ſich das Herz aus dem Leibe ſänge“. Und wie ging Clara in ſich, als nicht lange darauf die Kunde von der Devrient Tod ſie aufſcheuchte: „Sie überlebte ſich und konnte das nicht ertragen. Möchte mir doch der Himmel ſolches Leid erſparen, wie unſäglich unglücklich würde es mich machen, nicht mehr in voller Kraft künſtleriſch wirken zu können. Darum nur ja nicht alt werden! Nur einen, um deſſentwillen ich alt zu werden hätte wünſchen können, ihm, dem Teuerſten hingegeben, hätte ich dem künſtleriſchen Wirken nach außen entſagen können; in dem Verſtändnis ſeiner Kunſt, ſeines ganzen Weſens hätte ich vollkommen mein Herz ausgefüllt gefühlt. Doch er lebt ja nicht mehr!“

Dieſe bitteren Erlebniſſe mochten Brahms bei ſeinem Vorgehen geleitet haben. Er war

daher wohl füglich betroffen von Claras etwas schroff gehaltener Antwort: „Eigentümlich erscheint mir Deine Anschauung des Konzertreisens! Du betrachtest es nur als Verdienst, ich nicht; ich fühle mich berufen zur Reproduktion schöner Werke, vor allem auch der Roberts, solange ich die Kraft habe, und würde auch, ohne daß ich es unbedingt nötig hätte, reisen, nur nicht in so anstrengender Weise, wie ich es so oft muß. Die Ausübung der Kunst ist ja ein großer Teil meines Ichs, es ist mir die Luft, in der ich atme!"

Die Reibung, die diese Auseinandersetzung mit sich brachte, wird schließlich durch die „engelsgute Seele" Claras wieder ausgeglichen. Aber schon drohte eine neue Verstimmung, durch die Verlobung Juliens veranlaßt, die Brahms, wie oben erzählt, wohl sehr lieb gewonnen hatte. Der Ernst und die Größe der genialen Freundschaft konnten durch solche Zwischenfälle freilich nicht innerlich bedroht werden. Sie zogen vorüber wie Gewitterwolken und ließen den Himmel der Seelengemeinschaft in um so strahlenderem Blau zurück. Und was immer sich dazwischendrängen wollte, das versöhnende Wort wurde stets wieder gefunden. Der Geist des teuren Toten stand segnend über diesem Freundschaftsbunde. Brahms muß es immer wiederholen, daß er die Sorge um Clara nur als schwachen Dankesbeweis gegen Robert, als langsame Abtragung der gegen ihn fälligen Dankesschuld ansehe. Der Verklärte lenkt seine Gedanken, seine Empfindungen.

Für seine Kunst und deren immer wachsende Ruhmesverbreitung setzt er mit Clara seine ganze Kraft ein. Als die Verleger eine Gesamtausgabe der Schumannschen Werke veranstalten und Clara für ein angemessenes Honorar zur Oberleitung gewinnen, entschließt sie sich nur auf seinen Rat hierzu, dessen Hilfe ihr zugesagt wird. Aber als sie daraufhin ihm einen Teil des Honorars abtreten will, wird er wild: „Ich weiß, wie ernsthaft Dein Vorschlag wegen der Hälfte des Honorars ist — aber leider habe ich gar keine Lust oder Geduld ernsthaft und ausführlich darauf zu erwidern. Laß es gehen bis wir einmal zusammen plaudern. Du weißt ja, daß ich es gewohnt bin und sehr leicht ein paar tausend Mark in die Hand nehme — einstweilen gewöhne Dich auch ein klein wenig an den Gedanken, daß ich Dir und Deinem Manne gegenüber — gewissermaßen und unter Umständen und sozusagen und überhaupt, — und dann strenge Deinen Verstand an und dann wolle nicht alles Herz allein haben, sondern laß andern ein klein Stück."

Die Ausgabe der Werke Roberts machte ihr viel Mühe, da ihr diese Korrekturen und Einrichtungen ungewohnt waren. Aber sie bildete die Krönung ihrer Lebensarbeit, die bis zum letzten Atemzuge doch ihm, ihrem Herrn und Meister galt. In all dem bewegten und gehetzten Treiben ihrer Konzertreisen findet sie stets die Zeit, wo immer ein Werk des Großen

zur Aufführung kommt, zu erſcheinen. Sie hört in Leipzig den „Manfred“ unter Rietz, in Köln den „Fauſt“, von dem ſie „einen Genuß gehabt, ſo vollkommen, wie ſelten im Leben“, in Karlsruhe die „Genoveva“, der Levi ſein künſtleriſches Herzblut eingegoſſen. Sie ſchwelgt in den Taten ihres Unvergeßlichen und geht mit dem Gedanken um, noch einige Werke ſeines Nachlaſſes zu veröffentlichen. Sie getraut ſich aber darüber kein endgültiges Urteil zu und legt, da ſie natürlich um keinen Preis den Ruhm des Toten damit ſchmälern möchte und in dieſen Arbeiten doch auch ſchwächere Teile ſind, die Entſcheidung in Freund Brahms' Hände. Dieſer gibt ihr den richtigen Beſcheid: „Joachim und ich haben die Meſſe und das Requiem Deines Robert wiederholt durchgeſehen. Was mich nun angeht, ſo meine ich, Du gibſt ſie heraus, wenn Du einen Verleger dafür haſt. Ich kann mir nur die Gründe für und wider vorlegen. Da bleibt doch immer die Hauptſache: Die Werke ſind derart, daß es zu große Arroganz wäre, durch mein Urteil und meinen Rat die Herausgabe zu verhindern. Sie ſind nicht aus der letzten Zeit und von Schumann ſelbſt zum Druck beſtimmt und vollſtändig vorbereitet, wer hat das Recht da hinein zu reden? Aber wieder iſt es zu entſchuldigen und nimmer übel zu deuten, wenn man bei einem ſo geliebten und verehrten Manne gern ſorgte, wenn auch zu unbeſcheiden, der Unſterblichkeitskranz, den er ſich ſelbſt gewunden, möge aus lauter

unverwelklichen Blüten beſtehen. Aber Menſchenwerk iſt, was wir tun.“ So konnte Clara beruhigt ihre Einwilligung zur Veröffentlichung geben.

Sie glaubte damit eine Pflicht gegen den Genius zu erfüllen, deſſen Andenken in allen Wechſelfällen ihres ſchweren Lebens ſie immer wieder aufrichtete. Hatte ihr früher die Erinnerung trübe, tränenbeladene Stunden gebracht — „Wie oft muß ich an den leeren Platz, der noch in ſeinem Grabe iſt, denken, den ich einſtens ausfüllen werde, und doch ſo gern ſchon jetzt daläge!“ — ſo wurde dieſe Erinnerung allmählich ein friedlicher Ruhepunkt ihres buntbewegten Berufslebens, der ihr Sammlung, Beherrſchung und Kraft zu neuen Taten brachte; mit ſtolzem Bewußtſein darf ſie den Worten ihrer Freundin Livia Frege beipflichten: „Überwinde die Trauer und freue Dich! Du haſt ein reiches ſchönes Leben gelebt und ein anderes dadurch beglückt und erhoben. Was wäre er ohne Dich geweſen! — Gewiß immer ein Stolz und Schmuck der Kunſt, aber wieviel Du dazu getan, daß dieſe Natur ſo ausgiebig geworden, das weißt Du und die ganze Welt weiß es, ſie dankt es Dir und deiner Liebe!“

Sie ſchwelgt in dem Geiſte ſeiner Töne und ſeiner Worte. Es gewährt ihrem Künſtlerherzen Erhebung, die Muſterausgabe ſeiner Kompoſitionen leiten zu dürfen, es gewährt ihrer Liebe Genugtuung, durch den unermeßlichen Schatz ſeiner

Briefe die Öffentlichkeit von der Seelengröße ihres Robert zu überführen. Als im Mai 1880 in Bonn das Schumann-Denkmal enthüllt wird, fühlt sie mit reichen Wonnen den Hauch seiner Unsterblichkeit und schwelgt in dem einzigen Gedanken, was an ihrer Kraft war, an dieser Unsterblichkeit mitgearbeitet zu haben.

So wird ihr Heim ein heiliger Tempel des Großen, in dem alle andächtig niederknieten vor der Macht des Geistes. Mit den teilnehmenden Freunden vereinten sich die Mitstrebenden. Da war Stockhausen, der seine ganze Liedkunst für Schumann einsetzte, der ein Apostel seiner Lyrik wurde. Da war Hiller, der seine Direktionsfähigkeiten in den Dienst des Faustkomponisten stellte und für immer weitere Anerkennung seiner Größe eiferte. Da war Eugen d'Albert, der die Klavierwerke zum Inhalt seiner stürmisch bejubelten Programme machte. Da war Philipp Spitta, der vortreffliche Musikästhetiker, der mit Wort und Schrift für Vertiefung der Schumann-Kenntnis, der Schumann-Forschung wirkte. Ein weiter Kreis von bedeutenden Menschen trat mit freiwilligem Eifer für sein Lebenswerk ein. Auch Hermann Levi, der Meisterdirigent, der als Freund Claras sich oft bei der Erziehung der Söhne dienstfertig erwies, trat in seiner frühen Tätigkeit stark für Schumann ein. In Karlsruhe, in München, hatte er seine Persönlichkeit für „Genoveva" und „Manfred" eingesetzt —

dann freilich schien sich in seiner Kunst ein Wechsel zu vollziehen. Die Sonne Wagners hatte ihn geblendet und dessen wunderbare Reformideen hatten seinem ehrgeizigen Streben neuen großzügigen Inhalt gegeben. Er folgte der Leuchte und galt so dem Schumann-Kreise für verloren. Überflüssigerweise warf diese künstlerische Entwicklung ihre Schatten auch auf die persönlichen Beziehungen: Brahms, der Antipode Wagners, wandte sich gekränkt von Levi ab, auch Clara war die „Wagnerei" ein Dorn im Auge, und die Bemühungen, das Freundesband zu halten, die zwar äußerlich von Erfolg gekrönt waren, konnten doch den inneren Riß nicht kitten.

Das hatte Wagner mit seinen „Nibelungen" getan. Es kann uns nicht wundernehmen, daß Clara mit Bayreuth keine Fühlung fand. Sie hatte viel an sich gearbeitet, das Verständnis für die Weiterentwicklung ihrer Kunst zu stärken, sie hatte einem Liszt, einem Rubinstein, einem Saint-Saëns zu folgen sich bemüht, selbst dem jungen Richard Strauß und seinen symphonischen Arbeiten hat sie Interesse abgerungen — für Wagner war sie verloren. Sie hätte alle Traditionen aufgeben, in eine ihr völlig fremde und kalte neue Welt eintreten müssen — sie zog es vor, auf jede Berührung mit jener Kunst endgültig zu verzichten.

* * *

Fünf Jahre hatte Clara in Berlin verlebt, deren Ausklang viel Schmerzliches barg. Zu den trüben Erfahrungen in der Familie kam ihr eignes Leiden, eine schwere Neuralgie, die sie völlig danieder warf. Sie entschloß sich zu einem endgültigen Klimawechsel und ihre Wahl fiel auf Frankfurt am Main. Ende 1878 machte sie sich dorten, Mylius-Straße Nr. 32, seßhaft — wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, da sie auch von hier, sobald es ihre Nerven zuließen, wieder auf Konzertreisen zog.

Das Gewandhaus in Leipzig hatte sie zum fünfzigjährigen Jubiläumstag ihres ersten dortigen Auftretens eingeladen. Sie mußte folgen und durfte ein erhebendes Fest verleben, dessen Abglanz auch in Frankfurt widerstrahlte. Der Dichter Klaus Groth besang den denkwürdigen Tag:

Den Blumenkranz im Lockenhaar,
So tratst Du auf vor fünfzig Jahr.
Es war zum Spiel, doch nicht zum Tanz.
Dem Ewig-Schönen galt der Kranz.

Im Spiel gewinnend, stets bewundert,
Trugst Du ihn nun ein halb Jahrhundert,
Der er noch strahlender im Glanz
Dich schmückt als goldner Lorbeerkranz.

In Frankfurt trat die Lehrtätigkeit allmählich mehr in den Vordergrund, und zu ihrer großen Genugtuung konnte Clara bald sehen, daß ihr auch in diesem Bereich die schönsten Erfolge blühten. Ihr Amt am Konservato-

rium brachte zwar manche Widerwärtigkeiten, aber auch viel Anerkennung und wohlverdiente Huldigung. Ihre Konzerttätigkeit war damit freilich noch nicht aufgegeben. Es ist geradezu erschütternd zu sehen, wie die Sechzigjährige noch mit der asketischen Strenge der Clara Wieck Selbstkritik über jedes Auftreten übt — ein Zeichen, daß sie sich noch nicht mit dem Gedanken trug, von dem Podium abzutreten. Als sie 1880 im Frankfurter Museum Beethovens Es-Dur-Konzert spielt, ist sie beglückt über „ihre vollkommene Herrschaft über das Ganze". „Es liegt so etwas Erhebendes in dem Bewußtsein, trotz Alters nach immer vorwärts zu gehen, innerlich."

Diese vornehme Bescheidenheit, die ihr weißes Haar zierte, war die bleibende Frucht ihrer ersten, nach idealsten Gesichtspunkten geleiteten Ausbildung durch Vater Wieck. Das muß sie sich immer und immer wieder in Erinnerung rufen. Und die Rührung überkommt sie im Andenken an den seltenen Menschen, dessen starre Außenseite viele erschreckte und manche dauernd entfremdete. Als der Achtundachtzigjährige, in der „Empfindung noch frisch wie ein Jüngling", starb, war sie aufs tiefste gepackt und erschüttert: „Mit ihm entschwand mir der letzte Anhalt an meine Jugend. Heiß hatte ich ihn geliebt, oft empfand ich es, jetzt aber brach das Gefühl mit Macht über mich herein. Hätte ich nur einen Blick noch von ihm gehabt. Stimmten wir

in manchem auch nicht überein, so konnte dies meine Liebe nie beeinträchtigen und diese war gehoben durch ein Dankbarkeitsgefühl, das mich durch mein ganzes Leben begleitet hat. Wie viele Jahre hatte er sich mir ausschließlich gewidmet, welchen schönen Einfluß hatte er auf mich gehabt in der Auffassung eines praktischen tätigen Lebens, wie viele Wahrheitsregeln hatte er mir gegeben und nicht allein das, sondern auch gesorgt, daß ich sie befolge. Seine Natur hatte etwas Großartiges, von Kleinlichkeit wußte er nichts, wo er nützen konnte, war er stets bereit; mehr als das, er suchte die Gelegenheiten dazu, er interessierte sich aufs lebhafteste, wo er Talent zu finden glaubte und frug dann nie, ob er Lob und Dank haben würde. So war denn mit ihm ein seltener Mann dahingegangen — meine Trauer war so groß und tief, daß ich sie nicht beschreiben könnte — er war meiner Kindheit ja alles gewesen und nun erlosch der letzte Rest." Ein gut Teil der Art des Vaters aber war auf die Tochter übergegangen, vor allem das unermüdliche Kämpfen und Ringen, das sich nie Ruhe, kaum Erholung gönnte. Clara hatte in Frankfurt in ihrem Tuskulum schon das Jubiläum ihrer sechzigjährigen Künstlertätigkeit, schon ihren siebzigsten Geburtstag gefeiert, und noch immer zuckte es ihr in den Fingern, fühlte sie den Drang zum Konzertieren. „Es ist für einen Künstler doppelt schwer alt zu werden. Ich habe noch die ganze geistige Kraft und

die der Finger, die Technik macht mir gar keine Schwierigkeit, aber die Nerven wollen nicht, und das ist doch eine furchtbare Prüfung.“ Diese „Prüfung“ mußte sie nun auf sich nehmen. Bis kurz vor dem Jubiläum hatte sie noch viel konzertiert, erst wenige Jahre vorher hatte sie blutenden Herzens von ihrem Publikum in London Abschied genommen, noch bei den Festveranstaltungen wirkte sie klavieristisch bedeutsam mit, den goldenen Lorbeer im Haar — jetzt mußte ein Ende sein. Die durch die Macht der Gewohnheit und den unversiegbaren Drang nach Betätigung ihr so lieb gewordene Konzertarbeit mußte beschlossen sein.

Dabei waren ihr die triumphierenden Huldigungen, die die gesamte Musikwelt, das ganze Kulturgeschlecht hinauf bis zu den Gekrönten, Auserwählten darbrachte, eine Selbstverständlichkeit, kein Trost. Gewiß mußte sie Freude empfinden, wenn die Königin von Rumänien, die als Prinzessin Wied einst entzückt ihren Tönen gelauscht, aufs neue ihre Verehrung bezeugt, wenn der Herzog von Meiningen und seine Gemahlin, Freifrau von Heldburg, alles aufbieten, sie auf ihrem Schloß zu längerem Besuch zu empfangen, wenn die Frankfurt benachbarten Fürsten Badens und Hessens der Fürstin der Kunst Weihrauch streuen — aber alles kann sie nicht den Schmerz vergessen machen, den ihr der Abschied vom Konzertsaal bereitet.

Sie hatte zwar die Genugtuung, durch ihren

ausgezeichneten Unterricht, ihren unerreichbar hohen pädagogiſchen Einfluß der kommenden Generation neue ausſichtsreiche Vertreter ihres Faches zu ſchenken; aber ob ſich die Schüler und Schülerinnen um ihren Seſſel drängten, ſie konnte beim Abſchätzen ihrer Laufbahn ein dumpfes, wehes Gefühl nicht loswerden. So pochte eben der Wunſch in ihr, der ſo lange Jahre nichts als Erfüllung der Pflicht bedeutet hatte. Die Ihren boten alles auf, ihrem Leben neuen Inhalt zu geben, ſie verſammelten Kinder und Enkel, Freunde und Gönner um ſie — und in dieſem reich belebten Kreiſe, dem ſie das patriarchaliſche Oberhaupt wurde, fand dann ihr Sehnen Erfüllung, ihr Kämpfen Frieden. Es gab noch genug Anlaß zum Sorgen; es waren eben nicht mehr die Kinder, ſondern die Enkel, denen die Sorge galt. Es gab manches herzliche Zuſammentreffen mit treuen Freunden; aber auch die waren inzwiſchen gealtert und mußten gepflegt und ſorgſam behandelt werden.

So ſchloß ſich der Ring eng und traulich um die Veteranin, die ihrem ſechsundſiebzigſten Geburtstag entgegen ging. Der Tag, der wie jeder Feſttag von der Umgebung der Freude geweiht wurde, war, wie ſie ſelbſt ſchreibt, „ein ſehr gemütlicher“. „Ich empfand das Glück, ſolche Kinder zu haben, ſo von Liebe getragen zu ſein, in ſeiner ganzen Fülle. Ach könnte ich dieſe Kinder nur beglücken, die Sorge für mich ihnen verringern.“

Klingt es nicht wie ein ſonniges Märchen, wenn wir kurz darauf wieder von ihr hören: „Ich habe ſeit acht Tagen wieder angefangen, etwas Übungen und Tonleitern zu ſpielen, was mich aber ſehr anſtrengt. Einige alte Lieblinge habe ich wieder vorgenommen: C-Moll-Impromptu von Schubert, Gavotte von Gluck, Abendlied und Wiegenlied und andere kleine Stücke. Ich glaube, daß mir die techniſchen Übungen gut tun, ich hatte ſie faſt verlernt."

So hatte dieſes wunderbare Leben bei allen Enttäuſchungen, Leiden und Schmerzen als treibenden Kern die höchſte, beſte und gnadenreichſte Himmelsgabe erhalten, die ihm nicht entriſſen werden konnte: die wahre Kunſt. Im Zeichen der Kunſt hatte Clara ihre erwachenden Mädchenempfindungen langſam enthüllt, im Zeichen der Kunſt hatte ſie ihre große unſterbliche Liebe durchkämpft und durchlebt, im Zeichen der Kunſt hatte ſie ein reiches, an Arbeit und Erfolgen geſegnetes Leben gewirkt. Und die Greiſin im ſchneeweißen Haar genoß noch immer die himmliſche Freude, die verklärende Erhebung, die wahre Kunſt gewährt.

Freilich brachte das ſechsundſiebzigſte Jahr ſtarke Aufregungen, denn die Geſundheit der Greiſin wurde immer ſchwankender. Bald fühlte ſie ſich friſch genug, um am Flügel zu ſitzen, bald matt und bettlägerig, bald wünſchte ſie abſoluteſte Ruhe um ſich, bald verlangte ſie durch den begabten Enkel Ferdinand ihre Lieblingsſtücke,

Schumanns Intermezzi, zu hören. Die Familie befand sich, da auch die Ärzte die Last des Alters nicht mehr verscheuchen konnten, dauernd in bangen Sorgen.

Anfang Mai 1896 war der Zustand wieder sehr bedenklich geworden. Brahms, der Getreue, hatte an die Kinder geschrieben: „Wenn Sie glauben, das Schlimmste erwarten zu dürfen, gönnen Sie mir ein paar Worte, damit ich kommen kann, die lieben Augen noch offen zu sehen, mit denen für mich sich — wieviel schließt!"

Der Gedanke an Clara, der eine Welt bedeutet, läßt Brahms in tiefes Sinnen fallen. Eine schwere Stimmung greift bei ihm Platz, er ahnt den Gang der Ereignisse. In dieser Stimmung düsterer Erhabenheit schreibt er ein Werk von erschütternder tragischer Gewalt, die „Vier ernsten Gesänge".

Er schrieb sie in der ersten Maiwoche, als er die andeutenden Nachrichten von der schlimmen Wendung erhalten. „Tief innen im Menschen spricht und treibt oft etwas, uns fast unbewußt, und das mag wohl bisweilen als Gedicht oder Musik ertönen." Und in derselben Zeit, da Brahms diese „Ernsten Gesänge" niederschrieb, da sang der schwarze Geselle dorten sein ernstes Lied.

Am 10. Mai hatte Clara einen neuen schweren Schlaganfall erlitten, am 20. Mai hatte sie ausgekämpft. Die „Ernsten Gesänge" waren das ergreifende „Totenopfer", das Brahms der geliebten Freundin dargebracht.

Eine ſtolz erhebende Trauerfeier milderte ein wenig den Schmerz der Hinterlaſſenen. Die große Tote fand an der Seite des Größeren in Bonn ihren Ruheplatz.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

APR 15 1919

MAY 15 1974 1 7

RECD CIRC DEPT MAY 2 1974

REC. CIR. JUL 3 1979

FEB 05 1981

REC. CIR. MAY 10 1981

INTERLIBRARY LOAN

MAY 24 1979

UNIV. OF CALIF., BERK.

REC. CIR. JUL 3 1979

50m-7,'16

Fraenle
Clara

Apr.15,

202001
F7
v.14
Frauenleben. v.14.
Clara Schumann.
Apr.15,'19 Nehr
APR 15 1919
Frauenleben
202001
v.1
CT3200
F7
v.14
UNIVER BRARY